



Berlin, den 19. Oktober 1901.

Jesuitenmoral.

Der Herausgeber der „Zukunft“ wünscht, daß ich meine Ansicht über den Liguori-Streit ausspreche, wie der zweihundertundfünfunddreißig Jahre alte Streit um die Jesuitenmoral seit dem Erscheinen der Brochure Grafmanns heißt. Eine erschöpfende, jeder Mißdeutung vorbeugende Darstellung der Angelegenheit nun würde zu einer sehr umfangreichen Abhandlung anschwellen. Ich muß mich deshalb heute hier darauf beschränken, meine Ansicht in einer Reihe von Thesen ohne Begründung zu formuliren.

1. Ein idealer Jugendunterricht, der natürlich eine ideale Gesellschaft voraussetzt, würde gar keinen Moralunterricht kennen. Die Kinder und jungen Leute würden dadurch gute Menschen werden, daß sich ihre guten Anlagen ungehindert entfalten dürften und daß ihr Streben durch die ihnen gesteckten schönen Ziele und die sie umgebenden guten Beispiele ausschließlich auf das Gute gerichtet bliebe. Wie diese schlechte Welt nun aber einmal ist, läßt sich ein Moralunterricht nicht entbehren, der, er mag mit der Religion verbunden werden oder nicht, immer mehr oder weniger kasuistisch ausfällt.

2. Daß dieses kasuistische nicht übertowere und den jungen Menschen nicht zum Advolaten seinem Gewissen gegenüber mache: dafür haben das pädagogische Geschick und die Gewissenhaftigkeit des Lehrers zu sorgen. Das katholische Lehrsystem ist an sich kein Feind einer vernünftigen Methode des Moralunterrichtes und weder die katholischen Katechismen noch die Handbücher für Katecheten fördern ein ungesundes Uebervachern der Kasuistik.

3. Die moraltheologischen Bücher, die den Gegenstand des Streites bilden, sind keine Anweisungen für den Katecheten, sondern Anweisungen für die Beichtväter. Nach der katholischen Auffassung ist der Priester im Beichtstuhl Richter und Seelenarzt. Keiner Ueberzeugung nach ist zwar das

Dogma vom Bußsakrament falsch; der Priester ist nicht Richter und hat keine Macht, im Sinne dieses Dogmas Sünden zu vergeben und zu behalten, hat daher auch nicht nöthig, sie zu erforschen und ihre Schwere abzuschätzen; diese Abschätzung ist an sich unsinnig. Das Dogma aber einmal zugegeben — und Die daran glauben, lassen sich doch eben ihren Glauben nicht ausreden —, ist der Priester genöthigt, die Gläubigen zum speziellen Sündenbekenntniß zu verpflichten und ihr Bekenntniß durch Fragen zu ergänzen, wenn es ihm unvollständig zu sein scheint. Unter dieser Voraussetzung bedarf er solcher Handbücher, die nicht Lehrbücher der Moral, sondern Verzeichnisse von vorkommenden Fällen der Unmoral sind, genau so, wie der Richter und der Gerichtsarzt Kommentare zum Strafgesetzbuch und Handbücher der gerichtlichen Medizin brauchen.

4. Daher ist es sinnlos, solchen Büchern einen Vorwurf daraus zu machen, daß Schmutzereien darin vorkommen; Strafgesetzbücher und Kommentare dazu können unmöglich Erbauungsbücher sein. Aufs gemeine Volk und die Jugend dieses Volkes können sie schon darum keinen verderblichen Einfluß üben, weil sie in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Auch in der deutschen Ausgabe der Moralthologie von Liguori ist der Abschnitt, der die Sünden gegen das sechste Gebot behandelt, lateinisch geblieben.

5. Nun wird aber gesagt, diese Bücher verbreiteten dadurch Verderben, daß nach ihrer Anleitung die Beichtväter schamlose Fragen an unschuldige Personen richteten und sie so in Sünden, Laster und Verbrechen förmlich unterwiesen. Sicher war Das nicht die Absicht der kirchlichen Gesetzgeber, die das Beichtinstitut eingeführt haben, und auch nicht die der Verfasser jener Handbücher. Sowohl im mündlichen Unterricht, den die Klammern der Priesterseminare erhalten, wie in den Einleitungen zu dem Abschnitt über die Sexualsünden in den Handbüchern werden die Beichtväter ermahnt, sich der äußersten Diskretion zu befleißigen, damit nicht aus der Bekämpfung des Lasters eine Anleitung dazu werde. Aber da die Beichtväter nun einmal Menschen sind, der Durchschnitt nicht übermäßig weise ist und eine Minderheit leicht der Versuchung unterliegt, das schwierige Geschäft zur Befriedigung der eigenen Lüsternheit zu benutzen, so kann die Gefahr des Mißbrauchs des Beichtinstituts in dem erwähnten Sinn nicht geleugnet werden.

6. In der Zeit, da ich mich auf den geistlichen Stand vorbereitete, wurde dieser Gefahr von den ausgezeichneten Lehrern, die wir hatten, und durch die damalige katholisch theologische Literatur, in der die Richtung der Sailer, Hirscher, Wöhler vorherrschte, sehr kräftig entgegengewirkt; und ich glaube nicht, daß sich eine erhebliche Zahl der mit mir zugleich ausgebildeten Geistlichen durch verwerfliche oder auch nur unvorsichtige Fragen vergangen hat. Ich selbst habe über den kieseligen Punkt nie mehr als drei

Fragen an die Beichtfinder gerichtet; erstens: ob sie sich nicht gegen das sechste Gebot veründigt hätten; zweitens: ob allein oder mit anderen Personen; drittens: mit wem. Trotzdem erhielt ich einmal einen anonymen Brief, in dem mir gedroht wurde, man werde mir alle Knochen im Leibe entzweischlagen, wenn ich mich noch einmal unterstände, durch Ausfragen junger Mädchen meine Lüsternheit zu befriedigen. Polizeibeamte, die unschuldige Mädchen zum Arzt schleppen, um sie dort körperlich auf ihre Keuschheit untersuchen zu lassen, haben eine solche Drohung nicht zu fürchten, eben so wenig Richter und Staatsanwälte, die Angeklagte und Zeugen in nicht übermäßig diskreter Weise ausfragen. Das war vor vierzig und etlichen Jahren. Seitdem ist in der katholischen Kirche Deutschlands so Manches anders geworden. Neumodische Bigotterie hat die schlichte Frömmigkeit verdrängt und die Geistlichen sind durch den glänzenden Sieg im Kulturkampf so kühn geworden, daß die Frechen unter ihnen sich Alles erlauben zu dürfen glauben. So wird denn, nach vielen übereinstimmenden Berichten, die mir privatim zugegangen sind, auch mit dem Beichtinstitut der ärgste Mißbrauch getrieben. Ob an Kinder und sehr junge Leute schamlose Fragen gerichtet werden, darüber habe ich bis jetzt nichts vernommen. Das ist natürlich noch kein Beweis fürs Gegentheil, da sich Kinder, falls es vorkommen sollte, wohl schämen würden, ihren Eltern und anderen Erwachsenen davon zu erzählen. Ein Mißbrauch ist schon, daß zehnjährige Kinder in den Beichtstuhl kommandirt werden, und es verdient den schärfsten Tadel, daß die Staatsregierung sogar an Gymnasien der Kirche zur Vollstreckung dieses unvernünftigen Beichtzwanges die Schuldisziplin zur Verfügung stellt. Daß Kinder vor dem vierzehnten Jahre der Gewissenstortur unterworfen werden, sollte keine Regierung zulassen, sie mag katholisch, evangelisch, paritätisch oder atheistisch sein. Was sonst über Mißbräuche bei Kindern und Jugendlichen behauptet wird, mag, abgesehen von dem zuletzt erwähnten Punkt, dahin gestellt bleiben. Dagegen klagen viele rechtschaffene und fromme Frauen, daß sie im Beichtstuhl — ja, es ist auf dem Sterbebett vorgekommen — durch die schamlosesten Fragen bis aufs Blut gepeinigt werden. Man fragt sie, wie oft der Mann das debitum conjugale fordert, und man fragt sie nach dem dabei beobachteten modus. Die einzige richtige Antwort auf eine solche Frage (wie auch auf die nach der politischen oder kirchlichen Haltung des Mannes) wäre eine schallende Ohrfeige; und wenn eine Verletzung der Frauenehre in der Heidenzeit den trojanischen Krieg, die Verjagung der römischen Könige und die Empörung gegen die Dezenviren zur Folge gehabt hat, so müßte, sollte man meinen, diese tausendfache Verletzung der Frauenehre hinreichen, um deutsche Männer neunzehnhundert Jahre nach Christus, vierhundert Jahre nach Luther und hundert Jahre nach Kant zum Abfall von der römischen Hierarchie zu

treiben. Das ist nun freilich weder zu hoffen noch zu fürchten; nicht etwa, weil die betroffenen Männer Katholiken, sondern, weil sie moderne, also wohl-
 disziplinierte, leiblich und seelisch verprügelte Kulturmenschen und Unterthanen
 des modernen Polizei- und Militärstaats sind, daher — sie mögen Deutsche
 oder Franzosen sein — von Kindheit an nichts besser gelernt haben als das
 Gruseln und Alles in der Welt fürchten: den Vater, den Schulmeister, den
 Unteroffizier, den Polizisten, den Staatsanwalt, den Brotherrn, den Kunden,
 das Publikum, die Clique, die Partei, die öffentliche Meinung, die Mehrheit, —
 nur Gott allein nicht. Aber die deutschen Bischöfe erlaube ich mir auf dem
 Unfug, der von vielen ihrer Geistlichen getrieben wird, aufmerksam zu machen.
 Wenn noch ein Fünkeln des edlen christlichen Geistes, der in einem Sailer,
 einem Diepenbrock gelebt hat, in ihnen glüht, so werden sie über solche
 Sünder ein reinigendes Strafgericht verhängen (zu ermitteln sind sie leicht,
 denn die geängstigten Frauen machen kein Hehl daraus, daß sie zu dem und
 dem Kaplan nicht mehr gehen mögen). Sollten die Bischöfe aber schon
 darum wissen und nichts Ernstliches dagegen gethan haben, so müßte man
 sie der größten Pflichtverletzung anklagen.

7. Das Beichtinstitut ist also einer Reform dringend bedürftig, aber
 auch fähig; der Zwang müßte aufgehoben, es müßte so eingerichtet werden,
 daß das angemessene Richteramt wegfiel und nur das Amt eines Seelenarztes
 und Gewissensrathes übrig bliebe — für Solche, die freiwillig davon Gebrauch
 machen wollen —, und dieses Amt dürfte nur von Männern ausgeübt
 werden, die das fünfzigste Lebensjahr überschritten haben und die verheirathet
 sind oder waren. Diese Bestimmung wäre nicht unwichtig.

8. Eine dritte Art der Schädigung könnte von den Lehrbüchern dadurch
 ausgehen, daß sie, wie ihnen ja auch vorgeworfen wird, eine falsche Moral
 enthielten. Daß ihre Moral der Verbesserung bedarf, davon bin ich nun
 allerdings selbst überzeugt, bestreite aber gerade denen, die gegen gewisse
 falsche Moralgrundsätze der Jesuiten und neuerdings insbesondere des Alphons
 von Liguori losziehen, die Berechtigung dazu.

9. In der Sexualethik besteht der Fehler der Jesuitenmoral keineswegs
 in ihrem Laxismus, sondern vielmehr darin, daß sie den orthodoxen Rigorismus
 zur Grundlage nimmt, jede sinnliche Lust, die nicht unvermeidliche Begleit-
 erscheinung des in der Ehe pflichtmäßig vollzogenen Aktes ist, für Todsünde
 erklärt und nur, um die Leute nicht zur Verzweiflung oder zum Abfall von
 der Kirche zu treiben, unter gewissen Bedingungen Entschuldigungsgründe
 zuläßt. Nun ist aber diese rigorose Moral keine andere als die, zu der sich
 heute — öffentlich — auch die ganze antliche protestantische Welt bekennt,
 die liberalen nicht ausgenommen. Die Liberalen sind darin mit ihren konser-
 vativen Gegnern beider Konfessionen vollkommen einig, daß sie im Geheimen

jeden Genuß mitnehmen, dessen sie habhaft werden können, öffentlich aber in der Entrüstung über jeden Verstoß gegen die amtlich abgestempelte Moral mit jedem Rigoristen weiteifern. Wo sie sich, wie im Heingefeldzug, als Freiheitshelden aufspielen, da bleiben sie hübsch im Nebel allgemeiner Redensarten; in jedem konkreten Fall aber urtheilen sie, abgesehen von einigen untergeordneten Ausstrichen, genau so wie die Anderen.

10. Auch die Entrüstung über Das, was man Jesuiterei nennt: Mentalreservationen u. s. w., ist nichts als jämmerliche Heuchelei. In welchem Umfang solche Dinge im Jesuitenorden — der mir übrigens unsympathisch ist, ungefähr eben so unsympathisch wie die Diplomatie, die Polizei und das Institut der Staatsanwälte — vorkommen, darüber habe ich kein sicheres Urtheil, obwohl ich in der einschlagenden Literatur ziemlich bewandert bin. Ein Theil Dessen, was gegen den Orden gesagt wird, ist leeres Romangeschwätz, daß seit zweihundert Jahren eine Generation der anderen gedankenlos und ohne Prüfung nachplappert. Ein anderer Theil besteht in böshaften Erfindungen und Fälschungen. Daß der Geist des Ordens, der ja aus Spanien stammt, germanischem Wesen widerstrebt, ist richtig; und die Jugenderziehung würde ich als Staatsmann heute, wo der Orden nicht mehr wie zu Friedrichs des Großen Zeit unentbehrlich ist, ihm nicht anvertrauen. Persönlich haben die wenigen Jesuiten, die ich kennen gelernt habe, den besten Eindruck auf mich gemacht^{*)} und zwei meiner Freunde, die in reiferen Jahren in den Orden eingetreten sind, zeichnen sich durch nichts so sehr aus wie durch die Reinheit ihrer Gesinnung und die Ehrlichkeit ihres Charakters. Die Gewohnheit einer kasuistischen Behandlung der Moral gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Ordens, die, wie die Begünstigung des Aberglaubens, die Pflege kindischer Andächteleien und die starke Betonung der Gehorsamspflicht, ihn undeutsch erscheinen lassen und mir widerwärtig machen. Aber daß ihre Lehrbücher, wenigstens die in den Priesterseminarien eingeführten, die Mentalreservation in dem bekannten Sinn für erlaubt erklärten oder gar empfohlen, ist nicht wahr. Gury lehrt, daß eine Mentalreservation, die nicht als solche erkannt werden kann, einfach eine Lüge und gleich jeder anderen Lüge Sünde sei. Erlaubt seien nur solche Vorbehalte, die der Fragende als selbstverständlich anerkennen müsse und die unvermeidlich seien, wenn man nicht den Staatsbeamten, Beichtvätern, Ärzten, Notaren und Hebammen die Wahrung des Amtsgeheimnisses unmöglich machen wolle. Alle solche Personen dürften auf Fragen, die Amtsgeheimnisse

^{*)} Caricatura heißt Uebertreibung. Wenn die Jesuiten, die ich gesehen habe, den Durchschnitt repräsentiren, dann sind die Jesuitenbilder der Witzblätter keine Karikaturen von ihnen, denn die Lüge, die darin übertrieben werden, sind dann in den Originalen gar nicht vorhanden.

betreffen, antworten: Das weiß ich nicht. So viel und nicht mehr weiß ich von den Jesuiten; von ihren Gegnern dagegen weiß ich bedeutend mehr, nämlich, daß sie zu persönlichen und Parteizwecken die unverschämteste Jesuiterei treiben, daß ihnen Allen ohne Ausnahme der Zweck die Mittel heiligt und daß sie in Mentalreservationen Virtuosen sind. Man müßte sein Leben lang keine Zeitung gelesen haben, wenn man Das nicht wissen sollte. Um von tausend Fällen, die zur Verfügung stehen, nur einen zu erwähnen: die Art, wie alle nichtkatholischen Blätter vom „Reichsboten“ und der „Schlesischen Zeitung“ bis zum „Vorwärts“ den wechsellburger Skandal theils behandelt, theils nicht behandelt haben (die Kölnische Zeitung ist, so viel ich weiß, die einzige, die sich dabei anständig benommen hat), während alle protestantischen und neuheidnischen Sekten in einem gut eingetränkten Heulchorus zustimmen, so oft in einem katholischen Lande ein aufdringlicher Evangelisator in die gebührenden Schranken zurückgewiesen wird, dieser eine Fall ist ein Jesuitenstücklein, wie ich von Jesuiten keins kenne. Die katholischen Blätter machen es ja, gleich den Organen aller Parteien, Stände und Cliques, in entsprechenden Fällen ähnlich, aber doch nicht so arg; und vor Allem: die Katholiken sind nicht auf den Grundsatz der Toleranz und der unbeschränkten Bekenntnisfreiheit verpflichtet, wie die heutigen Protestanten aller Schattirungen und die Freigeister, sie würden also nicht gegen ihre Grundsätze verstoßen, wenn sie in einem katholischen Lande so handelten, wie die protestantischen Regierungen in Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg handeln. Wie viele protestantische Zeitungen und öffentliche Versammlungen protestantischer Vereine mag es wohl geben, die so ehrlich wären, anzuerkennen, daß nicht allein ihre eigenen Prinzipien, sondern auch Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit von den Glaubensgenossen verleugnet werden, die bei sich den Katholiken durch polizeiliche Zwangsmaßregeln die Ausübung ihrer Religion unmöglich machen, aber über katholische Intoleranz schreien, wenn in katholischen Ländern der „Evangelisation“, durch die sie die Katholiken nicht allein für Ketzer, sondern für Heiden erklären, Hindernisse bereitet werden.

Reisse.

Karl Zentsch.



Oesterreich und Ungarn.

In Oesterreich hat die Epoche der Landtagswahlen begonnen. In Ungarn werden die Reichstagswahlen vor sich gehen. Oesterreich wird also seine vielen kleinen, Ungarn sein großes Parlament zu wählen haben. Vergleicht man aber die Wahlcampagne hier mit der dort, so kann man wahrnehmen, daß es diesseits, trotzdem gerade die Ungarn als temperamentvoll, ja, als feurig und von einer Art hunnischen Furors besessen bekannt sind, jetzt ungleich bewegter hergeht als drüben jenseits der Leitha. Und doch handelt es sich, wie gesagt, in Oesterreich nur um kleine, in Ungarn um große Wahlen.

Wie kommt es, daß etwa die Deutschen in Böhmen mit Kriegsfanfaren in den Kampf zogen, um ihren prager Landtag zu beschicken, während die Ungarn für ihren budapester Reichstag nur die normalen Stimmittel aufboten? Wer die Ereignisse nah sieht, kann sich des Eindrucks nicht erwehren: in Oesterreich ist jetzt Alles in Frage gestellt. Die Parteien hadern nicht, mit welcher Farbe man das fertige Gebäude tünchen, sondern darüber, wie man die Grundmauern aufführen soll. Davon ist drüben nicht die Rede; die Ungarn scheinen vielmehr auf wohlbewährten Fundamenten weiterzubauen und sprechen wie alte Edelleute, die, was sie haben, seit lange und sicher besitzen.

Wer nicht unwahr sein will, muß zugeben: der Thron in Oesterreich, dessen naher Zusammensturz in französischen, englischen und amerikanischen Zeitschriften so vielfach prophezeit ward, hat sich ungleich weniger erschüttert gezeigt als unsere verfassungsmäßigen Freiheiten. Dieser habsburger Thron, von einem sechshundertjährigen Nimbus umgeben, scheint sich die Zuneigung der österreichischen Bevölkerung weit mehr erhalten zu haben, als die Konstitution es vermochte, die doch kaum einige Dezennien alt ist. Niemand in Oesterreich spricht ernstlich von einer unmittelbaren Gefährdung der Monarchie oder der herrschenden Dynastie; dagegen ward gerade in den letzten Jahren der Fortbestand der Verfassung von der öffentlichen Meinung fortwährend in Frage gestellt, zuweilen sogar von der jeweiligen Regierung. Allen Ernstes sagte man das Nahen des Absolutismus voraus. Das wäre nicht möglich, wenn die Verfassung und insbesondere der Parlamentarismus bei uns nicht auf schwankem Grund ruhte. Ungarn dagegen erfreut sich einer alten, einer uralten Verfassung, die längst feste Wurzeln geschlagen hat. Diese Verfassung ist auf die Goldene Bulle des Königs Andreas des Zweiten vom Jahre 1222 zurückzuführen, die die Rechtsverhältnisse zwischen Souverain und Ständen regelte. So blieb Ungarn ein ständischer Staat, bis es sich im Jahre 1848, wenn auch damals noch nicht dauernd, in einen modernen Repräsentativstaat verwandelte. Wie die Oesterreicher, sehen also auch die Ungarn in dem Jahre 1848 das Geburtsjahr ihrer konstitutionellen Freiheiten, rühmen sich daneben aber

mit Rücksicht auf jene Goldene Bulle einer Verfassung, die nur um sieben Jahre jünger ist als die Magna Charta der Engländer. Darum verehren die Ungarn auch diese ältesten Rudimente der Konstitution wie heilige Reliquien. Sie wehren jedes Attentat auf die bestehende Verfassung mit Leidenschaft ab und lassen nicht den leisesten Versuch einer Einschränkung der dem Volkswillen zugesicherten Rechte zu.

Eben haben sie sich einen monumentalen Palast als Sitz des Parlaments gebaut. An der Donau erhebt er sich, die sich malerisch vorbeischlängelt, und steht so beherrschend da, wie Westminster an der Themse. Zwar: auch Wien besitzt ein prunkvolles Parlamentsgebäude, ein Haus in hellenischem Stil, geschaffen von der Meisterhand Hansens; doch, wie es als Griechentempel etwas Fremdartiges hat und von der kälteren Umgebung absteht, so ist auch der Parlamentarismus als Institution in Oesterreich noch etwas Exotisches. Nicht nur die Formen, in denen er sich giebt, sondern auch das Verhältniß der Bevölkerung zu der Versammlung seiner Erwählten ist ein solches, daß man leicht erkennt, man habe eine Einrichtung ohne Traditionen, ohne *Patina* vor sich. Kommt es nun zu politischen Krisen, wie sie die letzten Jahren so überreich in Oesterreich zeitigten, so erscheint der wiener Parlamentarismus in seiner ganzen Nacktheit und jugendlichen Prutalität und man glaubt, eine erweiterte Skupschtina oder Sobranje vor sich zu sehen. Das Indianergeheul, wie man es vor einem Jahr noch im Reichsrathe zu hören bekam, gab die Stimmung einer Körperschaft und eines Volksthumes wieder, in denen noch kein veredelndes Bedürfniß nach Gerechtigkeit den Sieg über die Gewalt davongetragen hat. Nicht einmal jene Elemente, die sich kulturell und national an ein größeres Ganzes in Europa schließen, wie etwa die Deutschen und die Italiener in Oesterreich, sind von der Unerfahrenheit in parlamentarischen Dingen, wie sie Neulingen eigenthümlich ist, freizusprechen. Und auch die Polen, die an ihren alten Reichstag anknüpfen, der, seit sie aufgehört haben, eine politische Einheit in einem nationalen Königreich zu sein, verschüttet ist, haben bei uns in Oesterreich nichts von wahrhaft parlamentarischer Gesinnung bewahrt. Wie es im österreichischen Galizien kein kräftiges Bürgerthum, keinen sicheren Mittelstand giebt, sondern nur eine Oligarchie von Schlachzigen, die das Land ausbeutet, so vertritt das Polenthum auch im österreichischen Reichsrathe weder die bürgerliche Arbeit noch den geistigen und wirthschaftlichen Fortschritt. In feigem Höflingsthum dient es vielmehr, wenn auch nicht ohne einige Eleganz und den Schein vorübergehender Treue — eine wahre *Cocotte* —, einer jeden Regierung, einem jeden System und beharrt in jener Feilheit, die im achtzehnten Jahrhundert das Königreich Polen an den Weisbietenden verrietht und verkaufte.

In höfischer Liebedienerei wetteiferten allerdings bis vor Kurzem alle Parteien unseres Reichsrathes. Auch die sogenannte liberale Partei gefiel sich darin, an der Vorherrschaft des Adels in Oesterreich, die wie ein bleiernes Dach auf diesem Reiche liegt, nicht zu rütteln. Sie erwies sich schwächlich und temperamentlos; und nicht nur in Hinsicht auf die konstitutionellen Freiheiten, sondern in ihrer nationalen Gesinnung überhaupt. Erst die Wahlen, aus denen der Reichsrath des Jahres 1897 hervorging, brachten da einigen Wandel. Diesem Reichsrathe wurden als Gegengewicht gegen die kompakte Adels- und Großgrundbesitzerclique, die im Anschluß an die alte privilegierte, ständische Ordnung auch in das moderne österreichische Parlament Eingang gefunden und hier beherrschenden Einfluß gewonnen hatte, die Repräsentanten weiterer Volksschichten zugeführt. Das suffrage universel erschien den Regierenden Oesterreichs als eine zu radikale Maßregel und so bot sich ihnen ein Ausweg in dem Gedanken, auf die vier alten „Kurien“, aus denen sich der Reichsrath früher zusammensetzte, eine neue, fünfte, zu pstopfen — die nicht Fisch und nicht Fleisch ist —, die sogenannte „allgemeine Kurie“. Die vier alten Kurien sind: Großgrundbesitz, Städte, Handelskammern, Landgemeinden. Nachdem die Arbeiter unausgesetzt für die Erlangung des Wahlrechtes demonstriert hatten, wollte bereits Graf Taaffe ein relativ allgemeines Stimmrecht einführen, mußte aber diesen plötzlichen Anfall von Volksfreundlichkeit mit seinem Sturze büßen. Polen, Clerikale und Liberale brachten ihn Ende 1893 vereint zu Fall. Das Cabinet Windischgrätz-Plener, das auf Taaffe folgte, war zu ohnmächtig, um eine die weitesten Kreise des Volkes in sich schließende Wahlreform auszuarbeiten. So schuf denn das Cabinet Badeni, das 1895 die Regierung übernahm, eine fünfte Kurie, die so ziemlich alle Nicht-Analphabeten vom vierundzwanzigsten Lebensjahre an zur Urne zuläßt, die Zahl der aus diesem sonderbaren allgemeinen Stimmrecht hervorgehenden Abgeordneten jedoch auf zweiundsiebenzig beschränkt. Ein sonderbares allgemeines Stimmrecht! Dadurch nämlich, daß Jeder, der bereits Wähler der anderen vier Kurien ist, auch zum Wähler der fünften Kurie wird, ist dafür gesorgt, daß die Gewählten dieser fünften Kurie, die, nebenbei bemerkt, etwa den sechsten Theil des aus vierhundertfünfundzwanzig Erwählten bestehenden Abgeordnetenhauses ausmacht, nur zu kleinstem Theil die Erforenen des Arbeiterstandes sind. Unter den zweiundsiebenzig Abgeordneten der fünften Kurie und im Reichsrath überhaupt giebt es heute kaum ein Duzend Sozialdemokraten. Ihr kleines Häuflein steht wie eine Phalanx da, die jeden Versuch, die Privilegien des Parlamentes zu verletzen, mit rühmlicher Standhaftigkeit zurückweist. An solchen Versuchen fehlt es bekanntlich nicht. Nicht nur die Regierungen, auch in erster Linie der Reichsrath selbst gefiel sich darin, die Rechte des einzelnen Abgeordneten und der ganzen Versammlung zu schmälern,

so oft es sich um Kompetenzkonflikte mit dem Ministerium, den Gerichtsbehörden oder anderen Obrigkeiten handelte. Der Parlamentarismus in Oesterreich ist noch eine unausgereifte Institution, unter der, schlecht verhüllt, die alte ständische Gliederung des Reiches noch unverfehrt fortbesteht.

Die Kurie der Großgrundbesitzer zählt nicht weniger als fünfundachtzig Abgeordnete, repräsentirt also genau ein Fünftel des Reichsrathes. Feudalismus, — Adels Herrschaft und der dadurch bedingte Bedientensinn weiter Kreise der Bevölkerung, wie hat sich all Das in Oesterreich eingelebt! Eine Hauptstütze für den Feudalismus ist der Fortbestand der alten Fideikomnisse. Und sie dauern nicht nur fort, die jeweilige Regierung muthet sogar dem Reichsrathe, der darüber zu bestimmen hat, von Zeit zu Zeit zu, neue dazu zu schaffen oder alte abzurunden. So soll sich der Besitz in den alten Adelsgeschlechtern erhalten, damit diese die politische Herrschaft über Oesterreich behaupten. Nicht mit Unrecht darf man von Oesterreich sagen, daß hier etwa sechzig aristokratische Familien die Staatsleitung als ihre eigene Domäne betrachten. Der Hochadel hat bis heute die meisten der höchsten Aemter inne. Was vor mehr als dreißig Jahren der hervorragende liberale Parlamentarier Julius Schindler im Abgeordnetenhaus behauptete, gilt noch immer: „Die tüchtigsten Beamten bürgerlichen Standes steigen immer nur bis zu einer gewissen Stufe; oben aber in den Goldwolken haben immer schon mit jungen Jahren Aristokraten Platz genommen.“ Die Schwarzenberg, Lobkowitz, Thun, Windischgrätz, Schönborn und andere, besonders böhmische Adelsfamilien sind allmächtig. Wie zu Metternichs Zeiten sehen wir auch heute die Namen feudaler Geschlechter im Vordergrunde, in den Staatsämtern und hauptsächlich in der Diplomatie.

Der Staat ist sogar aristokratischer geblieben als die Kirche. Auch die kirchlichen Würden, die Bischofsstellen, wurden ehemals häufig den Söhnen des Hochadels vorbehalten; zumal die erzbischöflichen Stühle von Prag und Olmütz, die mit den höchsten Einkommen verknüpften, kamen an Grafen oder Fürstensöhne, wenn nicht gar an kaiserliche Prinzen. Das ist seither etwas anders geworden. Die Kirche in Oesterreich, die doch auch von der Strömung in Rom abhängt, wo jetzt Leo XIII. die Demokratie kanonisiert hat, kann unmöglich so exklusiven Gelüsten fröhnen wie der Staat, der, vom Fortschritt der Zeit nur äußerlich berührt, im Vergleich zu den umgebenden Staatensystemen des Kontinentes noch hervorragend reaktionär ist.

Das feudale Mittelalter, der altspanische Geist, liegt noch über diesem Oesterreich. Ja, man findet vielleicht das Spanien Karls des Fünften in der wiener Hofburg unversehener als etwa im Escorial. Kaiserin Elisabeth wurde vor drei Jahren in der Kapuzinergruft auf dem Neuen Markte nach dem „spanischen Hofceremoniell“ bestattet. Es giebt eben in Wien Einiges, das an die Tage

erinnert, da die Habsburger über ein Reich herrschten, in dem die Sonne nicht unterging, und da Madrid und Wien geistig und moralisch zusammengehörten. Wenn nur alle Symbole jenes Spanierthumes so unsterblichen Werth hätten wie die zahlreichen Bilder von Velasquez in der wiener Gemäldegalerie! Wir sehen da Frauen in steifem Reifrock, Männer in undurchbrechbarer Grandezza. Jenes Milieu des spanischen Hofes, das der Pinsel des Meisters auf die Nachwelt brachte, ist, wie gesagt, in Wien nicht ganz untergegangen. Aber es sind nicht die Spitzenröcke und die Federhüte allein, sondern auch die alten steifen Seelen, die, von dem Lichte des Fortschrittes nicht zu sehr durchtränkt, sich in Oesterreich aus den ersten Jahrhunderten, die dem Mittelalter folgten, in unsere Zeit herüberzureiten wußten.

Nur langsam vollzieht sich eine Transformation in dem vom modernen Geiste fast isolirten Gefüge Oesterreichs. Nicht am Wenigsten trägt zu dieser Emanzipation von alten Traditionen das Bündniß mit Deutschland bei. Es weckt sogar bei dem Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns ein gewisses Bestreben, den Deutschen nachzueifern, die in ihrem Welthandel und ihren internationalen Einflüssen immer weiter ausgreifen und als Weltmacht mit Engländern, Russen, Amerikanern und Franzosen konkurriren. In einem Exposé über die auswärtige Politik machte Graf Goluchowski viel kommentirte Bemerkungen über die österreichische Industrie, die noch viel zu wenig die überseeischen Märkte sich erobert hätte. Der Minister war freimüthig genug, Oesterreich-Ungarn im Vergleich zu anderen Staaten zurückgeblieben zu nennen. Eben so demüthig war die Beichte, die von den Ministerpräsidenten Graf Thun und Dr. von Koerber vor einiger Zeit im Reichsrathe abgelegt wurde. Beide konstatarren, daß, während alle großen Staaten in Europa fortschreiten, Oesterreich allein zurückbleibe. Sie führten die Stagnation allerdings Beide auf die nationalen Wirren zurück, von denen das Reich heimgejucht wäre. Wenn in Oesterreich von den Fortschritten anderer großen Staaten die Rede ist, so ist damit in erster Linie immer Deutschland gemeint, das seit Sadoma mit Siebenmeilen-Stiefeln geistig und wirtschaftlich vorwärtsseilt. Oesterreich dagegen, das manchen Anlauf zu einer aufgeklärten Richtung nahm, besonders in dem dem Kriege folgenden Jahrzehnt, ging diese Bahn des Fortschrittes nicht mit Konsequenz weiter, sondern fiel immer und immer wieder in Reaktion und Klerikalismus zurück. Gerade die Bündnisse mit Deutschland und Italien, deren Abschluß der Ausgleich mit Ungarn vorausgegangen war, gerade die Alliance mit zwei früheren Feinden mußte es Oesterreich leicht machen, ein Regierungssystem durchzuführen, das sich dem Geiste der Zeit anpaßte und die Ketten durchbräche, die dieses Land an Klerikalismus und Feudalismus fesselten.

Die Rolle, die Oesterreich-Ungarn in dem Dreibund spielt, ist ja

keine so nebensächliche. Oesterreich-Ungarn nimmt naturgemäß die zweite Stelle ein. Daß Deutschland führet, finden wenigstens die Deutschen in Oesterreich und wohl auch die Ungarn selbstverständlich. Konzeption und Aufbau dieser Allianz kommt ja von Deutschland. Fürst Bismarck erfand den Bund mit Oesterreich-Ungarn und Graf Andrássy nahm die von Berlin gebotene Hand an. Auch die Einfügung Italiens in das Bündniß war hauptsächlich das Werk Bismarcks. In Oesterreich-Ungarn übernahm dann Graf Kalnozy, trotzdem er im Grunde ein durchaus konservatives Verhältnis zum Heiligen Stuhl hatte, aus Opportunismus doch willig auch die Alliance mit Italien, der schon Graf Andrássy vorgearbeitet hatte. Es ist kein Zufall, daß ein Ungar bei der Gründung des Dreibundes Pathe stand. Den Ungarn war eben der Konflikt Italiens mit dem Papstthum kein Gegenstand des Anstoßes. Nun ist nach und nach Ungarn innerhalb der Monarchie zur Hauptstütze des Dreibundes geworden. Die slavischen Elemente Oesterreichs, in brennendstem Gegensatz zu den Deutschen, verhorresziren dagegen den Bund mit Deutschland, weil sie sich der Vorstellung hingeben, die Deutschen Oesterreichs sünden für ihre nationalen Aspirationen einen moralischen Rückhalt an ihren Stammesbrüdern im Reiche. Die Merikalen wiederum, im österreichischen Reichsrathe sehr zahlreich, besonders zahlreich aber unter den Deutschen selbst, sind im Herzen dem Bündniß mit dem Königreich Italien gram, da dieses seinen nationalen Bestand auf Kosten des Papstes behaupte. Die Ungarn dagegen haben an dem Dreibund nichts anzusetzen. Zu Italien fühlen sie sich seit den Tagen der achtundvierziger Revolution hingezogen, die den innigsten Kontakt zwischen den magyarischen und italienischen Verschwörern bewirkte. Gab es doch selbst ungarische Degen, wie den General Klapka und den noch unter uns im Lichte der Sonne wandelnden General Türr, die gegen das der nationalen ungarischen Politik wie den italienischen Patrioten gleich feindliche wiener Centralregiment an der Seite der Italiener kämpften. Und wenn Kossuth Jahrzehnte lang in Turin lebte, wo er auch starb, so hängt Das eben mit den Sympathien zusammen, die Ungarn und Italiener von der ersten Stunde des Ringens um die nationale Konsolidirung ihrer Länder einander entgegenbrachten.

Die dem Dreibund günstige Stimmung hat seitdem in Ungarn eher zu- als abgenommen. Da, wie auch die letzten Debatten der Delegationen ergaben, manche der maßgebenden Elemente des österreichischen Reichsrathes den Dreibund nur unwillig, gleich einem Joch ertragen, so empfinden die Ungarn instinktiv, daß ihre repräsentative Rolle als überzeugter und wirklicher Träger des Dreibundes wachsen muß. Daß auch der Deutsche Kaiser die Bedeutung der Ungarn für den Dreibund nicht gering anschlägt, zeigte er in jenem von den Ungarn begeistert aufgenommenen Trinkspruch, den er

als Gast des Königs von Ungarn in der ofener Burg im Herbst 1897 ausbrachte. Alles Gepränge des ungarischen Hof- und Staatslebens ward damals vor dem hohen Verbündeten des Königs zur Schau getragen, — und die Ungarn verstehen sich auf Prunk und Glanz.

Das freilich bleibt ein Problem: ob die Einheitlichkeit und Macht, die Ungarn heute innerhalb der dualistischen Monarchie und Dem gemäß auch dem Auslande gegenüber gern betont, von Bestand sein wird. Ungarn mit seiner Alleinherrschaft des magyarischen Elementes ist ein etwas künstlicher, auch auf mancherlei Fiktionen ruhender Bau. Dem Glanz und Reichthum, den die Fassade bietet, entspricht vielleicht denn doch kein so ganz festes Gemäuer, kein tief im Boden ruhendes Fundament. Wenn die Gerechtigkeit die Grundlage der Reiche ist, so kann man von Ungarn nicht unbedingt sagen, daß es das Reich der Gerechtigkeit verwirklicht. Als man ein nationales magyarisches Staatswesen aufrichten wollte, ignorirte man etwas gewaltsam das Vorhandensein der vielen Nationalitäten aus denen sich dieses „marianische Königreich“, wie es von Alters her heißt, zusammensetzt. Ungarn hat aber eine nicht weniger bunte Nationalitätenkarte als Oesterreich. Von den neunzehn Millionen der Bevölkerung Ungarns sind kaum acht Millionen Magyaren. Unter den übrigen elf Millionen sind gegen drei Millionen Rumänen, ungefähr eben so viele Kroaten und Serben, über zwei Millionen Deutsche, weitere zwei Millionen Slovaken, zu denen dann noch eine halbe Million Ruthenen und Slovenen kommen, und neben hunderttausend Zigeunern etwa noch zwanzigtausend Italiener. Fünf Nationen Ungarns bilden also kompakte Massen: die Magyaren, Deutschen, Rumänen, Kroaten und Slovaken. Der herrschende Stamm der Magyaren hat wohl die Majorität gegenüber jeder einzelnen anderen Nation, steht aber, wenn es auch gern offiziell vertuscht wird, in der Minorität gegenüber der Gesamtheit der nicht magyarischen Stämme.

In neuerer Zeit ist es den Magyaren gelungen, viele Deutsche auf ihre Seite zu ziehen, und auch manches slovakische Element hat sich, vielleicht „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, magyarisirt. Doch selbst die Berechnungen des magyarischen Chauvinismus können höchstens eine numerische Gleichheit herausbringen zwischen dem wirklichen Magyarenthum, das um die aus Opportunismus belehrten Nichtmagyaren vermehrt ist, und der Summe der dem Magyarenthum fremd oder gar feindlich gegenüberstehenden Nationalitäten. Eine quantitative Ueberlegenheit jedoch des Magyarenthums über das Nichtmagyarenthum vermag nur eine künstliche Statistik zu schaffen.

Und doch hat sich der energische politische Genius, der die Magyaren vor den Deutschen in Oesterreich vortheilhaft auszeichnet, vorläufig eine große Ueberlegenheit und eine Art Allmacht in Ungarn gesichert, während bekanntlich die österreichischen Deutschen bei ihren Versuchen, die Hegemonie über die

nichtdeutschen Elemente zu erringen, wiederholt gescheitert sind. Der erste Schritt der Ungarn, ihr Ziel zu erreichen, war, Kroatien eine relative *Homo Rulo* zu geben. Das war ein Vorgang, für den sich auch Gladstone interessierte, als er seinen irischen Plänen nachging. Die Kroaten, die im Reichstage über inner-ungarische Verhältnisse nicht beschließen dürfen, sind so aus dem Kreise der Widersacher der ungarischen Reichspolitik ausgeschaltet. Die Rumänen und Slowaken aber sind durch eine beschränkte Wahlordnung, die noch mancherlei Mißbrauch zuläßt, zu Hödrigen herabgedrückt worden, so daß sie in der parlamentarischen Vertretung des Königreichs sich nicht einmal als bescheidener Einschlag durch das golddurchwirkte magyarische Prachtgewebe ziehen. Um so fetter und sicherer tritt der Magyar auf: die sammetene Attila um die Schultern geworfen, den mit Federn geschmückten Kalpag auf dem Haupte; und dieses Galakostüm, ein Erbteil mittelalterlichen Feudalglanzes, inspiriert seinen Stolz und erleichtert es ihm, die Forderungen der kleineren Nationen, mit denen er zusammenlebt, höhnisch abzuweisen.

Gefällt sich der ungarische Liberalismus schon in dieser feudalen Mascherade, so ist ferner der Einfluß der herrschenden Partei in Ungarn auch insofern nur relativ modern, als er noch mit keinem Tropfen sozialistischen Oeles gesalbt ist. Man glaube nicht, daß es in Ungarn keinen Sozialismus giebt, Dieser ist vorhanden, und da Ungarn ein Agrarstaat ist, so ist es ein Sozialismus rohester Art, mit Aberglauben und Anarchie vermengt, der sich fast nur in blutigen Bauernrevolten äußert. Mit eisernem Besen segt die Regierung dann solche Reuterschaaren der gegen die Grundbesitzer mit Heugabel und Sense losziehenden Bauern und Feldarbeiter weg von der Fläche. Aber ohne Wahl und Unterschied bevorzugen die Regierenden Ungarns dieses System harter Repression auch dem Sozialismus der Industriearbeiter gegenüber. Und doch ist Dereen Propaganda, die unter dem Einfluß des wissenschaftlichen Sozialismus in Deutschland steht, verglichen mit dem brutalen Vorgehen des ländlichen Proletariates, eine verfeinertere und durchgeistigtere, die in dem Ruf nach Menschenrechten ausklingt. Manche ungarische Regierung glaubte, den Sozialismus, der als internationale Erscheinung auch ins Reich der Stephanskrone einzudringen sich erkühnte, durch draconische Maßregeln mit Stumpf und Stiel auf diesem Boden rotten zu können. Gewiß hatte man vom Standpunkt des ungarischen Staatsbewußtseins das größte Interesse, die sozialistische Propaganda und gerade in jener gebildeten Form, in der sie von den Industrie- und Großstadtsocialisten betrieben wird, nicht überhandnehmen zu lassen, denn der Sozialismus ist in Ungarn der erklärte Verbündete des Nationalismus: den unterdrückten Nationalitäten will er, wie den unteren Volksklassen überhaupt, zu ihren politischen Rechten verhelfen. Ueberall hat der Sozialismus den Kreis der Wahlberechtigten erweitert, zuletzt

in Belgien und dann sogar in Oesterreich, daß sich am Meisten sträubte, die Arbeiter in die Hallen des Parlamentes einzulassen. Wenn nun auch in Ungarn Solches geschähe, wenn sich auch dort das Wahlrecht, das heute den Grundbesitzern und Denen, die einen gewissen Census aufweisen, nicht aber den Volksklassen in ihrer Gesamtheit zu Gute kommt, in der Richtung des suffrage universel erweiterte! Damit wäre die Axt an die magyarische Alleinherrschaft gelegt; und darum sucht sie sich zu behaupten. Dank der Ueberlegenheit der Ungarn an Geld und Besitz gegenüber den wirthschaftlich ärmeren, folglich in ihrem Wahlrecht beschränkteren, kleineren Nationen.

Die Gerechtigkeit erfordert allerdings, zu sagen, daß außer der wirthschaftlichen Stärke noch ein anderes Moment die Magyaren den anderen Nationalitäten Ungarns überlegen macht. In Ungarn giebt es etwa drei- und einhalb Million Protestanten, zum größten Theil helvetischer, zum Theil auch ausßburger Konfession. Diese Protestanten rekrutiren sich meist aus den Magyaren, daneben aber auch aus Deutschen und nur zum kleinsten Theil aus den Slovaken. Die ungarischen Protestanten nun, besonders die Reformirten, heben sich intellektuell und moralisch aus der Gesamtbevölkerung Ungarns sichtbar heraus und stellen ein gutes Kontingent zu den führenden Geistern der Nation. Manche der berühmtesten Staatsmänner Ungarns, wie Kossuth, Tisza, Banffy und Szilagyi, waren Protestanten. Man darf sagen, daß die Protestanten Ungarns fast alle, darin den Juden ähnlich, im Lager des herrschenden magyarischen Liberalismus stehen, der aus diesen beiden Elementen nicht wenig Kraft zieht. Die Protestanten und Juden Ungarns sind auch fast einstimmig für die obligatorische Civilehe eingetreten, die nun in Ungarn trotz heftigem Widerstand des dort so mächtigen römisch-katholischen Klerus eingeführt worden ist. Ungarn, Oesterreich, Rumänien, v. d. H., 1871, S. 101. Das dieses Reich heute der einzige größere Kulturstaat Europas ist, in dem Ehen zwischen Christen und Nichtchristen nicht geschlossen werden dürfen. So hat die Einführung der Civilehe Ungarn auch über das kulturelle Niveau Oesterreichs erhoben. In diesem Sinne thut das liberale Regime Manches, um aus Ungarn einen modernen Staat zu machen.

Die ungarische Regierung läßt es ferner an Anstrengungen nicht fehlen, die Industrie zu heben und Ungarn aus dem Agrarstaat in den Industriestaat hinüberzuleiten. Das könnte die größte Bedeutung erlangen, falls über kurz oder lang Zollschranken zwischen den beiden Hälften der österreichisch-ungarischen Monarchie, die bis jetzt in gemeinsamem Zollgebiet zusammenleben, aufgerichtet würden. Wie lange aber diese Gemeinschaft noch währen wird, — Das ist die Frage, die jetzt auf Aller Lippen in Oesterreich sowohl wie in Ungarn brennt. Die Einen stellen sie in der Besorgniß, die Anderen in der Hoffnung, daß die Einheit des Zollgebietes bald aufgelöst werde. Nicht

ohne Erschütterung jedoch der beiderseitigen Interessen würde sich diese Trennung vollziehen. Denn noch ist Ungarn eben mehr Agrarstaat, Oesterreich aber schon vorwiegend Industriestaat. Die Bodenprodukte Ungarns finden ihren Hauptabfag in Oesterreich, die Industrie Oesterreichs hat ihren wichtigsten Markt in Ungarn. Würden nun Zollschranken zwischen den beiden Staaten der Monarchie aufgerichtet, so käme zur selben Stunde eine Krisis über die Industrie Oesterreichs und über die Landwirtschaft Ungarns, die sich beide neue Märkte eröffnen müßten.

Doch diese Frage hat neben der volkswirtschaftlichen auch ihre hohe politische Bedeutung. Wenn das gemeinsame Zollgebiet aufhört, so muß Ungarn daran denken, sich eine durchaus selbständige Industrie zu schaffen. Die Anfänge dazu sind, wie gesagt, gemacht. Die budapester Regierung bietet allen Zweigen der Industrie die größtmöglichen Erleichterungen und hat so auf ungarischen Boden bereits die Entwicklung einer nicht unbeträchtlichen Zuckerindustrie zu Wege gebracht. Jede Entwicklung Ungarns aber in der Richtung der Industrie muß ein Wachstum des industriellen Arbeiterproletariates mit sich bringen und könnte dann bald einen ernsthaften Kampf gegen die bestehende Ausschließung der unteren Stände vom Wahlrechte veranlassen. Die nächste Folge aber wäre der Anschluß der kleineren Nationalitäten an diese politische Agitation. Wie leicht könnte dann Breche gelegt werden in das Programm, keine andere Kultur als die magyarisches aufkommen zu lassen! „In diesem Lande muß die leitende Kultur die ungarische sein und bis an das Ende der Zeiten bleiben“, sagte in einer Sitzung des Landesunterrichtsraths der Kultus- und Unterrichtsminister Blaffics. Wird Das, fragt heute Mancher, für die Dauer möglich sein, wird Ungarn, wenn es ein Industriestaat wird, die Hegemonie der Magyaren mit der selben Sicherheit aufrecht erhalten können wie in dem Agrarstaat? Es ist zu fürchten — oder zu hoffen —, daß das Regiment der magyarisches Aristokratie und der Gentry in einem industriellen Ungarn seine Tage zu zählen beginnen muß.

Aber auch in dem Gesamtbestande der Monarchie würde sich durch Auflösung des gemeinsamen Zollgebietes ein starker Riß vollziehen. Die wirtschaftliche Zweiteilung bliebe nicht ohne Folgen für die politische Einheit der Monarchie auch dem Auslande gegenüber.

Doch mit relativer Ruhe beurtheilen die ungarischen Politiker dieses Problem. Die Mächtigsten unter ihnen hoffen, das Programm „Los von Oesterreich“ werde sich nicht verwirklichen müssen. Anders steht es in Oesterreich: hier schreit man jetzt: „Los von Ungarn“, daneben „Los von Rom“; und es giebt gar Stimmen, die „Los von — Oesterreich“ rufen.

Die Konfusion ist also groß genug.

Breyfigs Kulturgeschichte.

In der Festgabe zu Albert Schöffles siebenzigstem Geburtstag entwirft der berühmte Statistiker G. von Nahr eine Karte des Gebietes der „Gesellschaftswissenschaft“. Danach besteht ihr Reich aus drei Hauptprovinzen, deren eine die Geschichte im weitesten Sinne ist. Diese Auffassung, wonach die Historik eine Theilwissenschaft ist, kann schon heute als die vorherrschende bezeichnet werden. Sie bedeutet mehr als nur ein Spiel des syst. mathisirenden Geistes; sie hat eine wichtige Folge. Denn man verlangt nun von der Geschichte auch, daß sie sich der Gesellschaftswissenschaft unterordne, daß sie ihren Betrieb soziologisch einrichte. Das heißt eigentlich nichts Anderes, als daß man von der Geschichte fordert, daß sie — Wissenschaft werde. Alle Wissenschaft strebt nach der Entdeckung von Gesetzen oder wenigstens Gesetzmäßigkeiten; und Das soll nun auch die soziologisch betriebene Geschichtswissenschaft. Der sauberen Kleinarbeit wird der ihr zukommende Rang angewiesen als der vorbereitenden Thätigkeit; das Ziel und der Inhalt aber der Wissenschaft ist dann: Philosophie der Geschichte auf soziologischer Grundlage. Für Paul Barth ist sogar Soziologie und Geschichtsphilosophie eins. Das ist aber nur eine Theilwahrheit, denn die Soziologie umfaßt ein weiteres Gebiet. Sie betrachtet außer den von der Geschichte hergestellten Längsschnitten durch den sozialen Körper auch die Querschnitte, der namentlich die Ökonomik liefert.

Das Wort „Geschichtsphilosophie“ hat einen üblen Beiklang. Es erinnert an böse wissenschaftliche Phantastereien, an monströse Gedankenkonstruktionen, die ohne die festen Grundlagen der Thatsachen emporgethürmt wurden, bis sie zusammenbrachen. Aber die moderne Geschichtsphilosophie will mehr und Besseres. Sie will das unendliche Material thatsächlichen Wissens, das eine ganze Heerschaar in getheilter Arbeit vereinter Forscher auf allen Gebieten der Soziologie zusammengetragen hat, sichten und ordnen, um induktiv zu den beherrschenden Gesetzen aufzusteigen, die jene philosophirenden Vorläufer intuitiv zu erfassen versuchten. Darum muß der Geschichtsphilosoph von heute Soziolog sein. Er muß nicht nur alles Wissen meistern, das die diplomatische und pragmatische Forschung seiner eigenen Zeit, sondern auch dasjenige, was Sprach-, Rechts-, Verfassungs-, Wirtschaft-, Religion-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte aufgehäuft haben: er muß die Ergebnisse der Völkerpsychologie, der beschreibenden Völkerkunde, der Rassenkunde, der Erdkunde beherrschen; er muß die Wirtschaftstheorien kennen, die philosophischen Systeme verstehen und über die Naturwissenschaften mindestens einen Ueberblick hab.n. Eine ungeheure Aufgabe! Sie ist vielleicht für den Einzelnen schon gar nicht mehr lösbar. Um so mehr ist es nöthig, daß sie in Angriff genommen werde, denn das exakte Wissensmaterial wächst von Tag zu Tag

zu immer neuen Bergen an. Jeder, dem es auch nur gelingt, einen kleinen Bruchtheil des Vorhandenen zu einer brauchbaren Zusammenfassung zu ordnen, bereitet damit einer noch höheren Synthese einen Theil ihres Bodens. Kommen wir armen Menschenlein doch überhaupt nur durch dauerndes Irren zu dem schwachen Widerschein der Wahrheit, den zu schauen uns vergönnt ist!

Ein solcher Versuch liegt uns heute vor. Einen in exakter Kleinarbeit rühmlichst bekannten Gelehrten drängte der philosophische Trieb aus der Enge in die Weite universalgeschichtlicher Betrachtung. Seinem überfliegenden Blick schien sich das Chaos der Erscheinungen unter einige große Hauptgesetze zu ordnen; da ging er ans Werk, um zu prüfen, inwiefern dieser holde Schein Wahrheit sei. So entstand Rurt Breyhls „Kulturgeschichte der Neuzeit“ (Berlin, Verlag von Bondi, 1900), ein Werk, das schon durch die Größe seiner Konzeption den Anspruch auf ein liebevolles Eingehen des Kritikers erheben darf.

Nach den Regeln der Wissenschaft gebührt die Ehre einer Entdeckung nicht Dem, der einen Edelstein zufällig mit dem Fuß streift, auch nicht Dem, der ihn aufhebt, um ihn achtlos wieder fallen zu lassen, sondern Dem, der ihn in seinem Werth erkennt. Nur in diesem Sinne giebt es wissenschaftliche Neuschöpfungen, denn „Alles ist schon da gewesen“; ganz neu ist kaum je ein wissenschaftlicher Gedanke; als sein Entdecker gilt Der nur, der ihn zuerst als Tragstein an die rechte Stelle des Wissensganzen einfügt.

In diesem Sinne kann Breyhl, so weit ich zu sehen vermag, als der Entdecker eines sehr fruchtbaren historischen Hauptgedankens gelten, der an sich nicht eigentlich neu ist. Schon oft haben Historiker vom griechischen oder römischen „Mittelalter“, auch wohl von der „Vorzeit“ dieser Völker gesprochen, in der Absicht, gewisse Gedankenassoziationen auszulösen. Hat man doch sofort ein deutliches Bild von der hellenischen Staatsverfassung zur Zeit der Ilias, wenn man Odysseus als halb unabhängigen grundherrlichen Feudalherrn, analog den mittelalterlichen Grundherren, bezeichnen hört. Aber erst Breyhl hat mit diesem Gedanken Ernst gemacht. Er versucht, in dem Entwicklungsgange der Griechen, der Römer und der westeuropäischen Völker gewisse Perioden zu erkennen, die er mit Benutzung gebräuchlicher Wendungen als Vorzeit, Alterthum, frühes und spätes Mittelalter, neuere und neueste Zeit bezeichnet. Er glaubt, nachweisen zu können, daß, wenn man in dem gehörigen Abstand die Geschichte betrachtet, wenn die kleinen Züge verschwinden und nur die großen Hauptlinien scharf hervortreten, — daß dann eine sehr auffällige Ähnlichkeit eben in den Hauptzügen der einzelnen, einander entsprechenden Perioden erkennbar wird und auch ihre Aufeinanderfolge, Daß, was wir die historische Entwicklung nennen, in den Hauptzügen einen auffallenden Parallelismus aufweist. Die Ähnlichkeit der einzelnen einander

entsprechenden Geschichtsepochen erblickt er nun vor Allem in Dem, was man den „Geist einer Epoche“ nennen könnte. Was Brechtig damit sagen will, gräbt bis zur tiefsten psychologischen Wurzel aller soziologischen Erkenntniß. Ihm heißt der eigentliche Gegenstand der Sozialwissenschaft das Problem, wie sich das Individuum zum Individuum und zu der ihn umgebenden Gemeinschaft, zu seinem sozialen Milieu, verhält. Hier sind zwei Hauptströmungen zu unterscheiden, die schon Ferdinand Toennies zu seiner tiefen, wenn auch etwas dunklen Sozialphilosophie die Richtungslinien der Anordnung gegeben haben: die Bejahung der „Anderen“ und ihre „Verneinung“; „der Drang des Einzelnen, sich aller der Gewalten spröde und herrschüchtig zu erwehren, mit denen die großen Gemeinschaften des Staates, des Standes, der Familie ihn zu umstricken und sich zu unterwerfen fort und fort am Werke sind. Dazu der andere, entgegengesetzte Trieb, sich zusammenzuschließen, sich zu allen Zwecken des Lebens zu verbinden und sie in Gemeinschaft, in körperschaftlicher Geschlossenheit zu verfolgen; der selbe Trieb, der eben jene hauptsächlichsten Formen menschlichen Zusammenhaltes, der Geschlechter, Horden, Stämme, Staaten, Klassen gegründet hat.“ (Brechtig). Toennies entwickelt die selbe Spaltung der Motive aus dem psychologischen Gegensatz des „Wesenwillens“ im schopenhauerischen Sinn, des „Willens zum Leben“ als des Demiurgos, der schaffenden „Substanz“, der die organischen Gebilde der natürlich gewachsenen „Gemeinschaft“ erzeugt, in denen das Individuum fast bis zur Bewegungslosigkeit durch sein soziales Milieu gefesselt ist; und der „Willkür“, des bewußten, Zwecke setzenden Willens, der die „Gesellschaft“ erzeugt, in der das Individuum aus freier Wahl so viel von seiner „Freiheit“ durch Vertrag aufgibt, wie es muß, wenn es seine Zwecke erreichen will.

Brechtig baut auf diesen psychologischen Gegensatz eine höchst originelle, ihm durchaus eigenthümliche Lehre auf. Er glaubt nämlich, nachweisen zu können, daß das Individuum nicht nur in seinem sozialen — Das heißt: politischen, familiären und wirthschaftlichen —, sondern auch in seinem geistigen Verhalten immer von dem durchschnittlich herrschenden „Zeitgeist“ beherrscht wird. In den Epochen, wo die soziale Bindung des Individuums seine Bewegungsfreiheit überwiegt, wo also, um mit Toennies zu sprechen, der Wesenwille und durch ihn die naturwüchsige „Gemeinschaft“ vorherrscht, ist das Individuum auch in seiner geistigen Seite mehr Herdenthier, Genossenschaftsmitglied als Individuum oder Herrenmensch oder „Eigener“. Dann ist die Kunst Stoffkunst, die sich in bedingungsloser Hingabe an ihren Gegenstand, in liebevoller, ja, slavischer Nachahmung der Natur gar nicht genug thun kann; dann ist die Religion dogmenstarr, die Wissenschaft phantasielos, streng induktiv. Wenn aber die Willensfreiheit die soziale Bindung überwiegt, wenn die „Willkür“ in der „Gesellschaft“ herrscht, dann steht das sozial

entfesselte Individuum auch in seinen geistigen Strebungen dem Stoffe als freier Herr — als König, nicht als Untertan — gegenüber. Dann ist die Kunst „idealistisch“, stellt sich der Natur herrlich, musternd, auswählend, stilisierend entgegen, schafft sich frei eine „Uebernatur“, wie man heute sagen könnte; dann ist die Wissenschaft phantasiehart, begrifflich bauend, deduktiv; und dann herrscht in der Religion der kritische, „protestantische“ Geist. Es fragt sich natürlich, ob es unserem Autor gelungen ist, eine genügende Ähnlichkeit der Epochen, einen genügenden Parallelismus der Gesamtentwicklung nachzuweisen. Darüber spreche ich später. Hier, wo vorerst noch nicht von der Ausführung, sondern von der Grundkonzeption, dem Gesamtplan die Rede sein soll, sei nur Eins noch hervorgehoben.

Eine der wichtigsten, grundlegenden Fragen der gesamten Historik ist die, welche Rolle das „Individuum“, im Sinne Nietzsches das „aus sich selbst rollende Rad“, das „Genie“, in der geschichtlichen Bewegung der Massen spielt. Seine Rolle ist von der hergebrachten, bis heute noch herrschenden chronistischen Geschichtschreibung ungeheuer überschätzt worden. Das ist heute allgemein anerkannt. Man glaubt nicht mehr, daß die Masse eine rudis indigestaque moles ist, der erst der Genius mit seinem „Es werde“ Leben und Bewegung verleiht. Und vor Allem hat man sich daran gewöhnen müssen, die historische Bedeutung der „Russen mit und ohne Krone, mit und ohne Feldmarschallstab, mit und ohne Ministermappe“ (Dreyßig) äußerst niedrig einzuschätzen. Aber bedeutende Männer halten noch zäh daran fest, dem „Genie“ die gewaltigste Rolle zuzuschreiben. Carlyles Heroen-Theorie erfreut sich noch einer sehr starken Anhängerschaft. Nietzsche sammelt täglich mehr von den Vielzweckigen um sich, die gern ein klein Bißchen Uebermensch sein möchten; Dühring ist ebenfalls Heroist in Carlyles Sinn; und Burckhardts Geschichte der Renaissance hat geradezu Verherrlichungen angerichtet, wie zum Beispiel Weisengrüns „Soziale Frage“ beweist. Auf der anderen Seite leugnet der historische Materialismus, zu dem in dieser Frage auch ich mich bekennen muß, jede größere Bedeutung der „Heroen“. Sie sind ihm besten Falles die Veranlassung, nie aber die Ursache großer historischer Erscheinungen; das „Genie“ ist ihm mehr der vom Erfolg Bekrönte als der Neuschöpfer. Er meint, daß die Menschen gern Den als Genius bezeichnen, den eine starke Strömung zuerst zu hohen Zielen riß.

Der Streit ist noch nicht geschlichtet und wird es so bald kaum werden. Wenn Dreyßig Recht behielte, würde eine goldene Mittelmeinung hier das Richtige treffen. Wir hätten eine Abwechslung zwischen Perioden, wo der Heroe, und solchen, wo das Kollektivleben der Völker die Richtung der Geschicke entscheidend bedingt. Wobei freilich noch zu untersuchen bleibt, ob nicht ganz bestimmte Entwicklungen dieses Kollektivlebens der Völker

erforderlich sind, um dem Heros die Bewegungsfreiheit und Wirkungsmacht zu gewähren, deren er bedarf, um eben ein Heros werden zu können.

... Ich habe zu zeigen versucht, mit welchem großartigen Schlachtplan Breyfig ins Feld gerückt ist. Alles wissenschaftliche Forschen heißt: an die Dinge Fragen stellen; wer recht fragt, erhält die rechte Antwort, ganz wie im Märchen. Und diese Fragestellung hat etwas Imponirendes; nicht nur durch die weite Spannung ihres Gesichtskreises, sondern auch durch eine tiefe psychologische Konzeption. Denn in der That ist nichts wahrscheinlicher, als daß ein „Zeitgeist“, wenn er wirklich im materiell-politischen Leben herrscht, auch dem geistigen Leben seine Hauptrichtung bestimmen wird.

Aber über die Güte von Schlachtplänen und heuristischen Prinzipien richtet nur der Erfolg. Sie sind als erwiesen nur dann zu betrachten, wenn sie als Springwurzel bisher versperrte Pforten sprengen. Und es fragt sich nun, ob die a priori gewonnene, intuitiv erschaute Konzeption Breyfigs sich als eine solche Springwurzel erwiesen hat. Oder mit harten Worten: Hat er die durchgängige Parallelität des „Zeitgeistes“ in den verschiedenen entwickelungsgeschichtlich gleichwerthigen Völkerperioden und in ihrer Abwandlung nachweisen können? Mit voller Entschiedenheit wird man diese Frage erst dann beantworten können, wenn das ganze, groß angelegte Werk vollständig vorliegt. Heute ist es nur bis zum Ende des griechisch-römischen Alterthumes gediehen. Da sollte man sich eigentlich abwartend bescheiden. Aber Breyfig selbst hat mehrfach autoreferierend, so zu sagen in vorläufiger Mittheilung, seine Ergebnisse der Kritik übergeben und man darf nach Allem schließen, daß ihm eine von großen Gesichtspunkten ausgehende, nicht etwa kleinlich nörgelnde Würdigung seiner Gesamtaufassung selbst dann willkommen sein wird, wenn sie Bedenken geltend macht.

Schon ein rein äußerlicher Umstand kann uns stutzig machen: Breyfig hat, wie die Tabelle seiner Perioden beweist, noch während des Druckes der ersten Bogen sich gezwungen gesehen, die zeitlichen Grenzmarken mehrfach beträchtlich zu verschieben. Das beweist mindestens, daß keine sehr charakteristischen Merkmale die verschiedenen Stufen von einander absondern. Wo so viel Willkür möglich ist, wird man instinktiv mißtrauisch gegen das gewählte principium divisionis. Aber wir wollen uns erinnern, daß die Natur keine Sprünge macht, daß unmerkliche Uebergänge von einer Entwicklungsstufe organischer Gebilde zur anderen führen, daß jede Theilungslinie in letzter Instanz etwas Willkürliches ist, und wollen dem ersten Pionier auf einem nie betretenen Felde das Recht zu Umwegen und zur Selbstkorrektur nicht verschränken. Schwerer wiegt ein anderes Bedenken. Das von ihm gewählte Unterscheidungsprinzip war, so weit der erste Augenschein lehrte, ein methodologisch durchaus korrektes. Es enthielt einen alternativen Gegensatz. „Rejahend“

oder „verneinend“, eigen-selbstherrlich oder genossenschaftlich-hingegen. Das ist an sich so deutlich und zur wissenschaftlichen Klassifikation geeignet wie etwa der Gegensatz von Wirbellosen und Wirbeltieren. Wäre damit auszukommen gewesen: sehr schön. Aber es war augenscheinlich nicht damit auszukommen, denn Brehm sah sich gezwungen, den Gegensatz noch weiter erläuternd auszuspinnen, und dabei ist der Gegensatz selbst, wie mir scheint, so gut wie ganz forterläutert worden. Was übrig blieb, reicht nicht aus, um eine wissenschaftliche Eintheilung zu begründen.

Er will nämlich innerhalb jeder seiner beiden Hauptseelenrichtungen noch je zwei Theilrichtungen erkennen und als Eintheilungsgründe aufstellen: „den Persönlichkeitsdrang der Wenigen, Starken — alle großen Aristokratien sind von ihr voll und das Zeitalter der griechischen Tyrannen oder das der Renaissance hat diese Art der gesellschaftlichen Zucht am Folgerichtigsten herausgetrieben — und den der Vielen, der Schwachen — alle Demokratien sind von ihm hervorgebracht und der Sozialismus unserer Zeit ist in aller Geschichte der diese Art am Besten vertretende Fall. Ferner die wirklich freie Genossenschaft, wie sie die ursprünglichen Bauernrepubliken manches Mittelalters oder die Urdemokratie des taciturnischen Deutschlands oder reife, gut demokratische Stadtgemeinden und Kleinstaaten — die deutschen Städte zur Zeit der Zunft Herrschaft, die schweizer Kantone von heute — vielleicht am Greifbarsten darstellen; und die zwangsmäßig regierte Genossenschaft, für die gewisse aristokratisch regierte Republiken, Athen, Rom in ihrer Blüthezeit in milderer Form, für die die absolutistisch-monarchischen Staaten etwa des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in straffer Ueberspannung die besten Beispiele darbieten.“

Ich will hier gar nicht auf die Anwendung des Prinzips eingehen, obgleich jedes der gewählten Beispiele Ursache zu höchst eindringlicher Diskussion bieten würde; obgleich man kaum wird billigen können, daß von dem gewählten Scheidungsprinzip aus etwa Lübeck zur Zeit Wullenwebers und das perikleische Athen in verschiedene Rubriken eingeordnet werden; obgleich es unmöglich stimmen kann, wenn „alle Demokratien“ in die individualistische, aber „gut demokratische Stadtgemeinden“ u. s. w. in die kollektivistische Gruppe gebracht werden: nein, mir scheint schon an sich das Prinzip der Eintheilung durch diese Ausgestaltung ganz unbrauchbar geworden. Denn so sind der Willkür Thür und Thor geöffnet. Wenn der grundsätzlich gleiche Zeitgeist sich sowohl in dem Auftreten überstarker Herrenmenschen wie auch in dem geschlossenen Aufwärtstreben der Vielen und Schwachen zeigen kann; wenn der genossenschaftliche Trieb diagnostiziert werden darf sowohl aus dem Auftreten der freien, von unten her gewachsenen Einung wie auch aus dem der von oben her gebotenen Zwangsgenossenschaft: dann kann man wirklich

ohne viel dialektische Kunst jede Epoche ganz nach Laune und Eingebung bald dahin, bald dorthin einordnen. Und dann kann die Heranziehung der geistigen Sphäre aus einer Stütze der Theorie geradezu zu einer potentiellen Coulisse werde. Denn auf dem schwankenden Boden der ästhetischen Werthung kann man mit einer so willkürlichen Klassifikation erst recht Alles beweisen.

Brensig vermahnt sich sehr energisch gegen eine so „gröbliche“ Anwendung seines Gruppierungsgedankens. Meiner Meinung nach: mit Unrecht. Denn ein Anderes ist Ausführung im Einzelnen, ein Anderes Gruppierung im Großen. Kein ehrlicher Gegner wird von einem Geschichtsphilosophen bis ins letzte Detail Uebereinstimmung zwischen Theorie und Thatsache verlangen: entzieht sich doch das Individuelle überall der wissenschaftlichen Erfassung. Aber ein Eintheilungsprinzip muß sehr gröbliche Manipulationen vertragen können, sonst taugt es eben nicht; sonst ist es der Natur nicht abgelauscht, sondern ihr aufgedrungen. Sonst ist es kein „natürliches“, sondern ein künstliches „System“. Und Das soll es ja gerade nicht sein.

Aber, wie schon gesagt, ein endgiltiges Urtheil über den Werth des leitenden Gedankens dieser wissenschaftlichen Geschichte wird man erst nach Vollendung des ganzen Werkes abgeben können; dann erst kann sich zeigen, inwieweit Brensig den von der Methode selbst ihm drohenden Klippen entgangen ist und wie weit sich das Werkzeug bewährt hat. Gelingt es ihm wirklich, nicht nur durch dialektische Vergewaltigung der Thatsachen mit Hilfe seines doppelschneidigen Eintheilungsprinzipes, sondern einwandfrei auch vor einer strengen Prüfung nachzuweisen, daß regelmäßig im Leben aller von ihm betrachteten Völker die in den Hauptlinien identischen Perioden in der selben Reihenfolge auf einander folgen, so hat er eben geschichtliche „Gesetze“ entdeckt und damit seine Disziplin zum ersten Male zu einer Wissenschaft im strengsten Sinn erhoben. Und dann wird kein Verständiger von ihm die selbe Uebereinstimmung in allen Einzelheiten fordern, die für die Hauptlinien mit aller Strenge gefordert werden muß, — so „gröblich“ wie nur möglich gefordert werden muß, soll nicht die ganze Betrachtung zuletzt in eine ganz unfruchtbare Analogienspielerei ausarten.

Es muß allerdings zugegeben werden, daß in der historischen Darstellung das sozial-psychologische Eintheilungsprinzip sich nirgends störend aufdrängt. Brensig bemüht sich mehr, das vorhandene geschichtliche Material zusammenzutragen und zu ordnen, als es in seine Denkformen zu pressen. Der Leser selbst soll seine Schlüsse ziehen. Das ist eine Tugend — denn es thut weder den Thatsachen noch den Lesern Gewalt an —, aber es ist auch ein Fehler. Denn es täuscht berechnigte Erwartungen, es protestirt sällige Wechsel. Uns ist keine Geschichtsdarstellung zugesagt, sondern eine Geschichtswissenschaft; wir sollten nicht Thatsachen und Ansichten über That-

sachen kennen lernen, sondern man hatte versprochen, uns das Gesetz zu zeigen, das die Thatfachen beherrscht. Und Das geschieht nicht; oder wenigstens nicht ausreichend und nicht kräftig, nicht „gröblich“ genug. Vielleicht, wahrscheinlich sogar, konnte der Verfasser mit gutem Gewissen nicht mehr thun; aber dann durfte er nicht versprechen, was er nicht halten konnte. So gefährlich nun auch Kritik gegenüber dem „halbgebauten Hause“ ist; so schwer es auch ist, einem Autor, dessen grundlegende Konzeption uns mit Respekt zu erfüllen im Stande ist und dessen Persönlichkeit in ihrem ungebeugten Freisinn, ihrer mit sich selbst schonunglos ins Gericht gehenden Offenherzigkeit, ihrem schönen Enthusiasmus für ihre große Aufgabe, ihrem wahrhaft köstlichen Kunstverständnis Einem von Seite zu Seite lieber wird: es muß doch gesagt werden, daß nicht nur aus den angegebenen, rein formalen Gründen der Methodologie, sondern auch aus materiellen Gründen von sehr großer Allgemeinheit die Aussicht sehr klein zu sein scheint, daß auf dem gewählten Wege überhaupt zum Ziele einer wissenschaftlichen Gesetzesgrundlegung für die Geschichte vorgebrungen werden kann.

Um dies Verdikt im Einzelnen zu begründen, muß ich das gewählte principium divisionis, das ich in seiner unsprünglichen, noch durch keine Untertheilung gelähmten Fassung logisch korrekt fand, auf seine materielle Brauchbarkeit prüfen. Ich sagte, daß es bis an die tiefste „psychologische“ Wurzel aller soziologischen Erkenntnis hinuntergräbt; und davon will ich nachträglich nichts abhandeln. Aber es fragt sich eben, ob Das tief genug gegraben heißt. Das beherrschende Gesetz der Geschichte kann nur da aufgefunden werden, wo die überhaupt tiefsten Wurzeln des Geschehens, der Massenhandlung, ihren Ursprung haben; und da fragt es sich eben, ob Das nicht noch unter dem Psychologischen liegt. Mit anderen Worten: ob die Motivation der Einzelseele die primäre Ursache der geschichtlichen Bewegung oder nur eine *causa causata*, Wirkung einer noch tieferen, noch breiter spannenden Ursachenreihe ist. Ist die erste Annahme richtig, dann kann es richtig sein, die faustische Zweiseelentheorie zum Kompaß und Vermessungsinstrument auf dem unendlichen Meer der historischen Erfahrung zu machen. Ist aber das Psychologische nur *effectus*, nicht *causa*, so wird man eben in seinen Ursachen nach den primären historischen Gesetzen zu suchen haben. Wir kommen hier auf den uralten philosophischen Streit zwischen den Befechtern der Willensfreiheit und denen der Willensbindung, den Deterministen.

Nun, ich bekenne mich mit fast aller Wissenschaft, mit Breysig selbst zum entschlossensten Determinismus. Und darum heißt es für uns allerdings: noch tiefer graben; bis dahin, wo die Potenzen wirken, die auf die Entschlüsse der einzelnen handelnden Personen in dem großartigen Drama der Weltgeschichte den entscheidenden Einfluß üben. Ich meine nun, daß

der Mensch, so weit sein Triebleben in Betracht kommt, in den verhältnißmäßig doch sehr kurzen Perioden seines Volkslebens — mit wie rauschender Schnelligkeit strömte zum Beispiel das hellenische Leben vorbei! — kaum bedeutende Umwandlungen erfahren haben kann. Er blieb „empirisch“ der Selbe. Es scheint die plausibelste Annahme, daß im Durchschnitt jeder Zeit die zwei Seelen, die eine, die sich in derber Lebenslust mit klammernden Organen an die Welt hält, und die andere, die sich gewaltig zu den Gefilden hoher Ahnen hebt, als Triebe von gleicher Kraft vorhanden gewesen sind; und wir haben allen Grund, anzunehmen, daß es auch Männer von „heroischer“, „einziger“ Kraft und Begabung zu jeder Zeit gegeben hat. Gewiß aber läßt sich der Gang der Weltgeschichte a priori auch von dieser Grundannahme aus konstruiren; man hat dann nur nöthig, solche Veränderungen im motivirenden „Milieu“ des Individuums aufzuzeigen, die bald die Herrenseele hemmen, während sie die andere in ihrer Aeußerung fördern, bald die Genossenschaftsseele hemmen, während sie die andere freier spielen lassen. Gelingt es, solche Veränderungen nachzuweisen, so ist auch die Frage formal beantwortet, warum zu gewissen Zeiten die Herrenmenschen wild wachsen, während sie zu anderen gänzlich zu fehlen scheinen. Das ist im Grunde materialistische Geschichtsauffassung, wenigstens im Wesentlichen; nicht in der übertriebenen Fassung von Marx-Engels, wonach allein die Produktionsform das geschichtliche Geschehen bedingt, wohl aber als „ökonomische“ Geschichtsauffassung.

Denn Das hat der alte Gobineau, der geistige Vater Houston Chamberlains und des Zionismus, dessen hervorragendes Werk über die Ungleichheit der Menschenrassen von den Soziologen viel zu wenig gewürdigt wird, überzeugend nachgewiesen, daß keine andere der für die Völkerentwicklung verantwortlichen Potenzen von genügender Kraft und Allgemeinheit ist, um zur Erklärung zu genügen: weder Fanatismus noch Luxus, weder üble Sitten noch Irreligiosität, weder gute noch schlechte Regierung, auch nicht das Klima können als letzte geschichtliche Ursachen angeschuldigt werden. Er fand nur eine Ursache, die ihm von genügender Allgemeinheit und Kraft zu sein schien: die Rasse und ihre Degeneration in der Mischung. Wir aber, die wir nach Marx leben, kennen eine noch allgemeinere und mächtigere Potenz, deren Veränderungen von der psychologischen Anlage so gut wie unabhängig sind, während sie doch wie er mit ungeheurer Gewalt auf die Willensrichtung des Einzelnen und der Gemeinschaften einwirken: die Wirthschaft.

Das aber ist ein Thema, dem Breyfig selbst da geflissentlich auszuweichen scheint, wo die Thatfachen diese Erklärung geradezu fordern. Es scheint, so weit die vorliegenden Bände ein Urtheil gestatten, als ob dieser seine Aesthet vor der Berührung mit den materiellen Dingen zurückschauderte, trotz den goldenen Worten, die selbst Ethiker — wie Baumann — für diesen prin-

lichen Erdenrest gefunden haben. In wahrscheinlich bewußtem Gegensatz gegen die heute fast schon zur Alleinherrschaft gelangte Richtung der Soziologie, die — ich erinnere nur an Stammler — den Kern der materialistischen Geschichtsauffassung voll anerkennt, geht er seine Nebenwege. Und daß er nicht einmal versucht, sich mit dieser gewaltigen Philosophie der Geschichte kritisch abzufinden: darin erblicke ich die tragische Schuld des Werkes.

Ich will mich nicht mit allgemeinen Anschuldigungen abfinden. Hier ist einmal der Ort, um an einem geschichtlichen Thatfachenkomplex Werth und Unwerth der beiden streitenden Theorien zu erwägen; und ich hoffe, daß Brehlig das gewählte Beispiel für bedeutungsvoll genug halten wird, um den angebotenen Beweis anzunehmen. Die antike Kultur beruht durchaus auf Sklavenarbeit, die moderne durchaus auf freier Arbeit. Noch bis vor wenigen Jahren galt Das als praktisch gleichbedeutend. Der moderne Arbeiter war der „Lohnsklave“, die wirtschaftliche und politische Entwicklung der Neuzeit würde, so nahmen noch Jahrzehnte nach dem kommunistischen Manifest fast alle Historiker und Nationalökonomien an, ganz den selben Gang nehmen wie die antiken Kulturen. Ich habe diese Theorie als die „Theorie von den zyklischen historischen Katastrophen“ bezeichnet.

Heute ist sie nicht mehr zu halten. Der Streit um Bernstein hat sie endgiltig beseitigt. Die Entwicklung hat uns belehrt, daß eine auf freier Arbeit ruhende Kultur einen ganz anderen Gang nimmt als eine auf Sklavenarbeit ruhende Kultur. Diese muß unfehlbar die Mittelstände vernichten, den Landmann wie den Handwerker, ganz einfach durch Unterbietung mit Hilfe der billigen Sklavenarbeit. Von einem gewissen mit dem Siege der Geldwirtschaft über die Naturalwirtschaft datirenden ökonomischen Zustand aus muß unfehlbar mit reißender Schnelligkeit dieser unheilvolle Prozeß sich durchsetzen, der immer mit dem Tode des betroffenen Volkskörpers, mit wirtschaftlichem Verfall und militärischer Kraftlosigkeit in Folge von Menschenmangel endet. Und nichts als die Möglichkeit, das entwurzelte Proletariat kolonifatorisch anzusiedeln, vermag die Krankheitsdauer zu verlängern.

Ganz anders ist's in der modernen Kultur. Hier hat sich jetzt unwiderleglich herausgestellt, daß die Mittelstände nicht — und ganz gewiß nicht in dem Tempo der antiken Zeit — zu Grunde gehen. Der ländliche Mittelstand gewinnt, je höher die Kultur, um so schneller an Boden gegen das Latifundien-system. Das ist eine direkte Folge der Hebung des Lohnes der freien ländlichen Arbeiter. Und der städtische Mittelstand baut an anderer Stelle immer wieder auf, was er eingebüßt hat. Auch Das ist eine direkte Folge der freien Arbeitverfassung. Denn indem die Löhne langsam steigen, wächst die Kaufkraft des „freien Einkommens“; und diese, die als Nachfrage auf dem Markt erscheint, ruft immer neue Erwerbszweige ins Leben, deren Inhaber zunächst wenigstens als „Mittelstände“ auftreten.

Hier war nur von rein ökonomischen Verschiebungen die Rede. Und doch zeigt sich auf den ersten Blick, wie ungeheure Verschiedenheiten der Bevölkerungsvertheilung, der politischen Gesamtlage und der den Einzelnen Dem gemäß motivirenden Bedingungen des Milieu daraus folgen. Im Alterthum Stagnation und Verfall aller kleinen und mittleren Städte, die mit den zu Grunde gegangenen Bauern ihren Markt verloren. Alle Bevölkerung zusammengesperrt in den wenigen Hauptstädten, die Mehrzahl der freien Bürger ein arbeit- und einkommenloses Lumpenproletariat, das Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hat. Und die wenigen großen Grund-, Sklaven- und Handelsherren unermesslich reich, durch die Armuth des „souverainen Volkes“ auch unermesslich mächtig, über das Gesetz gestellt. Rußten in solcher Zeit nicht auf der einen Seite die Sulla, Marius, Cinna, Pompejus und Caesar, auf der anderen Jesus Christus ruhen?

In der Neuzeit sehen wir aber täglich sich an Zahl und Einwohnerchaft mehrende kleine, mittlere und große Centren einer reich entwickelten Gewerbetätigkeit; überall Platz für einen ungeheuren Nachwuchs; als Grundlage der Gesellschaftspyramide eine täglich an Wohlstand und Intelligenz wachsende Bevölkerungsmasse, deren Lebensinteressen von Tag zu Tag mehr mit der herrschenden Ordnung der Dinge verknüpft sind. Man blicke nur nach England! Eine dadurch erzwungene politische Gesamtverfassung, in der trotz allen Mängeln doch eine Interessentengruppe der anderen die Wage hält, in der Niemand stark genug ist, um das Gesetz allzu gröblich zu verletzen; sind hier die massenpsychologischen Grundlagen nicht von so anderer Natur, daß der Historiker jeden Vergleichsversuch sofort fallen lassen sollte?

Gewiß lassen sich auch hier trotz Alledem Aehnlichkeiten aufzeigen. Neuzeitliche sogar in den Hauptlinien. Denn die kapitalistische Gesellschaftsordnung hat thatsächlich in ihrer Jugend überall eine fatale Aehnlichkeit mit der antiken gezeigt. Erst die Reise bringt die Divergenz. Mehr noch in den Nebenügen — und zwar aus leicht erkennbaren Ursachen — tritt die Aehnlichkeit hervor. Denn auch die antike Welt hat in ihren Anfängen überall eine starke Bevölkerung Vermehrung und, als Folge davon, eine zunehmende Arbeitstheilung zu verzeichnen, die in der politischen Hegemonie der Stadt und in dem Obliegen der Geldwirtschaft über die Naturalwirtschaft ihren Ausdruck findet. Und diese Entwicklung wieder bedingt von diesen Zeitpunkten an auch in der antiken Welt wie in der germanischen eine ganz andere Stellung der Beamten zur Centralinstanz, die nicht mehr mit dem Steuertribut — Das heißt: mit Land und Leuten — ausgestattet werden, nicht mehr die psychologische und faktische Möglichkeit finden, sich zu kleineren, fast unabhängigen Grundherrschaften zu entwickeln; und bedingt ganz andere Motive der Einzelnen überhaupt, wenn nicht mehr der Grundbesitz und die Sklaven-

hausmacht, sondern das Kapital den politischen Einfluß und das wirtschaftliche Emporkommen ermöglicht. Es laufen eben über den großen Grundwellen kleinere Nebenwellen hin, die eine gewisse Ähnlichkeit bedingen, weil sie selbst gleichen Ursachen ihre Entstehung verdanken: aber in den Hauptzügen bleibt die fundamentale Verschiedenheit gerade der Kräfte, die am Stärksten, bindend und reizend, auf die „zwei Seelen“ einwirken. Und ich halte es a priori für ausgeschlossen, daß die feinste Analyse der Geschichte ohne Berücksichtigung dieser Grundthatsachen aus der Anordnung des wirtschaftlichen Fundamentes jemals zu einem „natürlichen System“ der Weltgeschichte gelangen kann.

Wenn ich mich nun auch den höchsten Hoffnungen und Absichten des Verfassers gegenüber so skeptisch wie denkbar verhalten muß, so bin ich doch weit entfernt, den trotz Alledem bleibenden Werth seines Werkes zu verkennen. Schon der großartige Versuch, das riesige Material unter einheitliche Gesichtspunkte zu stellen, muß Respekt und Bewunderung wecken. Und die Reaktion, die es auf die Nur-Chronisten als reiner „Reiz“ üben wird, muß einen frischen Aufzug in die stidige Abgeschlossenheit der Kunst wehen lassen. Außerdem aber bleibt es in seiner Einzeldarstellung eine Quelle reicher Belehrung und, namentlich in seinen ästhetischen und kunstgeschichtlichen Betrachtungen, des köstlichen Genußes. Es ist, Alles in Allem genommen, doch ein Werk der Höhe, des Aufschwunges und der Kraft.

Dr. Franz Oppenheimer.



Menschenkunst oder Fachsimpelei?

Sich hatte an einen Bildentwurf (ein rdtlich erglühendes Menschenpaar im Abendlicht) ein kleines, dekorativ behandeltes, glühend rothes Sonnenbild gesteckt, um es als Rahmenmotiv zu versuchen. Da sagte ein Maler zu mir: „Das würde ich nicht thun. Das vernichtet Dir ja die starke Farbe des Bildes selbst.“

Zu diesem Ausspruch ist das ganze Weh und Ach der „Künstler“ den „verständnißlosen Philistern“ gegenüber entfällt. Diese „Maler“ etcetera wollen ja gar nicht verstanden sein vom Volk; fragt sie nur: ob sies nicht vornehm oder titanisch ablehnen. Es kommt ihnen ja vjelmehr darauf an, mit ihren oft krampfhaft erreichten starken Fachmitteln, wie Farbe und Technik, vor ihren Fachgenossen zu kokettiren, nebenbei auch den „Gewohnheitsthiereu“ ins Gesicht zu schlagen, im letzten Grund aber, „Sensation“ zu erregen. Deshalb nur ja keine der mühsam eronnenen, zufälligen oder auch naturnothwendigen Effekte „freiwillig selbst zerstören“! Kein Wunder, daß sich „Laien“ an solchen Ueberruschungen als „unnatürlich“ stoßen, selbst wenn das Bild von Naturalismus (und Farbe) nur so trieft.

Wer aber als Künstler inhaltlich Etwas zu offenbaren hat, wer als Mensch

zu den Menschen reden, als Seele zu Seele sich mittheilen und von Sachgenossen lieber gar nicht gewürdigt werden will, Der verzichtet nicht nur auf jene respectablen Mägdchen gern, sondern er meidet sie sogar als störend. Er verzagt sich nicht etwa irgend eine Kühnheit; im Gegentheil: er darf Alles sagen, weil man ihm Alles „verzeiht“, weil versteht, — weil man eben mitgerissen wird. Denn er stellt nicht koloristische Pflöcklichkeiten und technische Reckheiten zwischen sich und den naiven Beschauer. Er wird stark in der Sache, aber mild und einschmeichelnd im Mittel sein. Und so wird er eher „unwahrscheinlich“ starke, nothwendige Wirkungen koloristisch abschwächen, inhaltlich aber begründen durch die Mitdarstellung der Ursachen, die solche Wirkungen hervorgebracht haben; im angeführten Fall formal also etwa die Sonne, die das Abendlicht hervorbrachte und nun überstrahlend milbert. Aber vor Allem inhaltlich — wenn das Bild eben mehr ist als eine Studie, als Schülerarbeit also — wird er den ganzen Stimmung- und Gedankenkomplexen, die ihn zur Bildäußerung trieben und begeisterten, Form und Leben zu geben suchen; er wird dem fahlen Naturbilde seine „Assoziationen“ ein- oder anschniegen und nicht verlangen, daß der „Laie“, ja, überhaupt ein Zweiter sich für ein Werk interessieren und alles Das wieder herauslesen soll, was den Künstler zum Bilde trieb, von dem das Bild aber kaum Etwas sehen ließ, oder das Wenige, was es verrathen könnte, noch durch aufdringliche oder schmierige Technik, Delglanz und Gestalt, verschleiernde Eingeklagtheit u. s. w. völlig vernichtet. Wie wenige Künstler sind sich der besseren Mission bewußt, eine irgendwie die Seele berührende Illusion zu geben! Sie braucht ja nicht optimistisch zu sein: Illusion nur in dem Sinn, daß die Empfindungsbilderung siegreich über der Technik steht und die Technik nur diskretestes Mittel ist. Eine Illusion, die in ihren naturalistischen Mitteln wiederum nicht so schülerhaft weit geht, eine im Grunde doch unmögliche „optische Täuschung“ anzustreben. Nein: schon durch die Stillirung sollte das Werk zeigen, daß sich der Künstler des Illusionismus seiner Gesichte bewußt sei. Deshalb ist es auch störend und gegen den Sinn solcher hohen Kunst, die nicht mehr ihr bloßes Studium zu Markte trägt (zu Markte im wahren Sinn des Wortes), im Werk selbst direkt nach der Natur zu arbeiten, und wäre dieses Werk ein Portrait.

Das sind nun allerdings gegen fast alle vergangene und „moderne“ Kunst leperische Worte; und doch: nach dem hehren Vorgang Böcklins sind sie eigentlich schon wieder trivial zu sagen. Aber wie viele Künstler wollen Das einsehen und, statt auf den „verständnislosen Philister“ zu schelten, endlich die Schuld bei sich selbst suchen? Ich will hier nicht einzelne Künstler verurtheilen, aber traurig ist es, zu sehen, daß die meisten älteren wie neueren Kunstbestrebungen mit Nachtmitteln, die nicht in der Kunst selbst wurzeln, immer wieder auf Bahnen gehen, die nicht zum Verzen der Menschen führen, auf denen höchstens Bildungsphilister nachlaufen, um nicht ganz „verständnislos“ zu scheinen.

Meine eigenen Bemühungen bürgen wohl dafür, daß ich hier keine reaktionäre Unke sein will.

Wilmersdorf.

Stibus.



Verse.

I.

Durch die bunten Fenster bricht
 Buntcs Licht in dunklen Gluthen
 Und der Jungfrau Angesicht
 Tausend Strahlen überfluthen.

Mutter, laß in Deinen Schoß
 Mich die Stirn, die heiße, legen:
 Ich will schweigen, träumend blos
 Will ich folgen Deinen Wegen.

Laß den goldnen Abendstrahl
 Einmal noch mein Aug' umsonnen
 Und die lechzend dumpfe Qual
 Laben sich am Wunderbronnen.

Und das Licht erschauert leis,
 Tönt wie Orgelrauschen wieder;
 Deine Hände lilienweiß
 Sinken segnend langsam nieder . . .



II.

In Sehnen und in Klängen geht
 Die Maimacht durch die Welt
 Und traumumrauscht und dustumweht
 Stehst Du im Blüthenfeld.

Der Blüthen Eine neigt sich sacht,
 Du streckst die Arme aus.
 Doch hüte Dich: eh Dus gedacht,
 Findst Du nicht mehr nach Haus.



III.

Nun öffnet sich das Thal des Schweigens
 In graue Tiefen weit hinaus;
 Dort ist das Ende alles Steigens
 Und müde ruht die Seele aus.

Da stehn und schweigen alle Dinge;
 Und doch: ihr Schweigen spricht so laut,
 Als ob ein Ton herüberklinge,
 Der meinem Herzen lang vertraut.

Aus stillen großen Augen starren
 Mich an die Steine unverwandt;
 Es stockt der Schritt und ich muß harren,
 Bis ich des Räthfels Lösung fand.

Nun seh ich, daß im Zaubergarten
 Dort oben ich umhergeirrt
 Und daß nach all den Taumelfahrten
 Erst hier der Mensch sein Eigen wird.

Ich fühle, wie das große Schweigen
 Nun meine Seele aufgeküßt,
 Und leuchtend alle Dinge zeigen,
 Daß doch der Tod das Leben ist . . .

Hier will ich ruhn und schweigend harren,
 Bis einst auch Du herniedersteigst
 Und an der Seite Deines Narren
 Von Deinem Leben träumst — und schweigst.

Vielleicht senkt sich ein süßes Wehen
 In Deine Seele dann hinab,
 Ein spätes Blühen und Verstehen . . .
 Und schweigend rauschts wie Glück herab.



Seebad.

Der Strand von Westerland schimmert und flimmert in der glühenden Sonne. Es ist die Zeit der Hochfluth und die Wellen stürmen Schlag auf Schlag, wie ungeduldige Kasse, aus dem Meere heran, um auf den glühenden Strand zu kommen, als jage sie irgend ein unsichtbarer Schreck aus der glatten Ruhe des weiten Meeres. Sie überschlagen sich nah dem Ziele; und perlend und zischend überschwemmen sie den Sand, daß sich die hartenden Badegäste immer von Neuem fluchend und lachend zurückziehen müssen. Die Auskleidekabinen sind überfüllt und Hunderte von Männern liegen oder sitzen um den Anrufer der Nummern. Einige junge Ungeduldige warten gar nicht mehr auf eine Kabine: sie fangen mitten unter den Hartenden an, ihre Kleider abzulegen, und stehen in ihrer Nacktheit lachend in der Sonne. Im Wasser hüpfen und springen die

Welle sich bricht, und die ganze Wucht der peitschenden Wogen mit dem Rücken aufzufangen. Weit draußen im Meere sieht man die Wellen entstehen; wie Bäcklein kommen sie auf dem leicht bewegten Meere dahergeschwommen, immer größer und breiter werdend, bis sie sich, nah dem Strande, zu einem gurgelnden Ungethüm gewachsen, in mächtigem Schwall über schlagen und, wie zornig, die Menschlein vor sich herpeitschen, die es wagen, sie zu ihrem Spiele zu benutzen. Dann erhebt sich ein Jubel im Wasser und auf dem Strande, die Badenden janzgen einander, den Wellenschaum abschüttelnd, mit zitternden Lippen ihr Vergnügen zu und springen schon der nächsten Welle entgegen, während die Hartenden auf dem Strande mit großen, verlangenden Augen ihren Bewegungen folgen. Und immer wieder stöhnt das Nebelhorn der Wächter durch den Lärm der Wellen, das Jubeln und Lachen, wenn ein allzu Kühner Schwimmer sich zu weit vom Strande weg ins Meer hinauswagt.

Ueber den Strand laufen die nackten Männer, triefend und fröstelnd, wenn sie aus dem Wasser kommen, die Alten selbst wie haarige Ozeungehäme, die Jungen glatt und geschmeidig, mit braunen, von der Sonne verbrannten und von den Wellen gepeitschten Rücken, und zwischen ihnen kommen immer von Neuem aus ihren Kabinen nackte Männer, die erst ins Meer streben und wohligh ihre Glieder im Sonnenschein dehnen. Sie werfen sich wohl auch nackt in den kühlfeuchten Sand, eh sie sich ins Wasser trauen, und eine ungeheure Lebensfreude scheint über Allen zu leuchten; als ob das pralle Sonnenlicht, die frische Seelust und das Brüllen der Brandung sie bewausche und ihre Nacktheit ihnen auch ihre Natürlichkeit zurückgegeben habe.

Run endlich, endlich ist auch für mich eine Kabine frei geworden. Ich habe rasch meine Kleider abgelegt, habe die viel zu weite Schwimmhose über die Beine gestreift, — und nun stehe ich tiefathmend im Sonnenschein. Mit einem unterdrückten Hurra stürme ich über den Strand, verlangend, glücklich, von allem Trübsinn genesen. Es ist nach Jahren der Sehnsucht wieder mein erstes Seebad und ich freue mich auf die Wellen, auf die prickelnde Kälte im Meere und die wohligh Wärme, wenn eine ungeschlagte, wüthende Welle mit lautem Klatschen den Rücken peitscht. Ich fühle mich schon jetzt wohl, da der Schaum einer zurückweichenden Welle meine Nase kühlt, ich hebe die Arme empor und laufe

ihr nach durch den feinen, weichen, nassen Sand und schon wende ich mich um und bücke mich, da eine verschäumende Welle herankommt und über meinen Rücken rieselt. Ich bin glücklich wie ein Kind, närrisch vor Lebenslust und lache ohne Grund der nächsten Welle zu, die gurgelnd und in verhaltenem Stoll auf mich heranstürmt: nun hebt sie mich, meine Hände greifen hilflos in die Luft, jetzt peitscht sie auf meinen Rücken herab und reißt mich einige Schritte mit sich, daß mir Hören und Sehen vergeht, bis ich lachend und stuchend wieder Boden finde und mich aufrichten kann. Und ein alter, dicker Herr neben mir, dem die Strähnen seines spärlichen Haares über das Gesicht hängen, winkt mir zu und sagt unter seinem triefenden Schnurrbart: „Man muß nur schreien vor Vergnügen, nur schreien, sonst hält mans vor Glück einfach nicht aus.“ Und er kräht, der alte, würdige Jubelgreis, wie ein tollgewordener Hahn.

Und ich, der ich noch vorgestern meinen Namen in die Kurliste eingetragen und mit Stolz und Befriedigung „Schriftsteller“ daneben gesetzt hatte, als wärs etwas Besonderes, das mir die Bewunderung, die Achtung der übrigen Menschen verbürge, ich stehe neben ihm, ich bewundere ihn, der so schön krähen kann, ich schüttle mich vor Vergnügen und krähe mit: Kikeriki! Kikeriki! . . . Bis eine neue Welle mir den Mund schließt.

Und mit Stauern und heimlichem Reide beobachte ich einen braunen, kräftigen Burschen, nicht weit von mir, der wie ein Fisch in das glatte, weiche Glas der sich bänneenden Welle untertaucht und unter dem Schaum der sich überschlagenden Woge durchschwimmt, jenseits ihres Anpralles munter wieder emporzutauschen. „Das ist eine Kunst!“ sage ich bewundernd vor mich hin und ich weide ihm seine Kraft und Geschmeidigkeit, seine robuste Lässigkeit und seine dunkelbraune, gesunde, stropfende Haut: „Ich werde auch so braun und so fest werden“, weiß ich. Ich fange noch eine scharfe Welle, mich ihr entgegenwerfend, mit glücklichem Jubel auf und laufe dann hinter der Verschäumenden her aus dem Wasser; nackt, nackt und glücklich . . .

Und da, wie ich in meinem inneren Jubel und schwellenden Kraftgefühl über den weißen, sonnig schimmernden Sand laufe, zwischen den vielen freudigen Menschen durch, meiner Kabine zu, da tritt ein schwächlicher, schüchtern junger Mann auf mich zu, ein Fremder, den ich nie gesehen habe, dessen blasser Wangen beweisen, daß er wohl erst gestern aus einer Hauptstadt gekommen sei, mit blonden, etwas zu langen Haaren, die im Seewinde flattern; er nennt seinen Namen, den ich kaum höre, und bittet um Entschuldigung, daß er mich anspreche. Aber er habe meinen Namen unter den Neugekommenen gelesen, er sei seit Jahren ein Bewunderer meiner Verse, Bekannte hätten ihm gezeigt, wer ich sei . . .

Ich bin vor ihm stehen geblieben, ich höre ihm verwundert zu, ich höre seine Worte, aber sie klingen wie von weit, weit her, aus einer fernem Fern, denn mein Ohr ist noch voll vom Brausen und Schäumen der Wellen, vom Jubel des Strandes; und er spricht von Symbolik und herrlicher Form, von Anmutigkeit und Geist, und ich stehe vor ihm, nackt, triefend, mit zitternden Lippen, und schaue ihn sprachlos an, während er, immer verlegener durch mein Schweigen, weiter spricht; und ich schaue auf meinen nackten Körper herunter, zu der faltigen Schwimmhose herab, auf meine Füße, die sich in den Sand eingraben, und in meiner glücklichen Weltvergessenheit, so fern der Lyrik und doch vielleicht nie

lyrischer, fange ich plötzlich, wie ein glücklicher Narr, zu lachen an, aus tiefstem Herzen, laut und unaufhaltsam. Das Lachen erschüttert mich, es kommt, Das fühle ich, aus der tiefsten Brust, wie eine Welle; sie überschlägt sich auf meinen Lippen und die Thränen rollen mir über die Wangen. „Sie müssen verzeihen“, mehr bringe ich nicht über meine ungeberdigen Lippen, „Sie müssen mir verzeihen“ . . . und lache, lache, und wenn meine Seligkeit davon abhinge, daß ich jetzt ein ernstes Gesicht mache; ich müßte weiter lachen, in den glitzernden Sonnenschein hinein und dem Meere zu, das prächtig im Sonnenglanze leuchtet und immer noch seine närrischen Wellen wirft. Und der junge Mann spricht von Symbolik, von Geist, von meinen Gedichten . . .

„Hätte ich mich vielleicht doch in der Person geirrt?“ fragt er zweifelnd.

„Ja, Sie haben sich geirrt!“ fröhe ich in meinem ungeberdigen Vergnügen. „Verzeihen Sie, aber Sie sehen ja, ich bin kein Dichter, ich bin nur ein Mensch, ich bin Adam, Adam im Paradiese, nackt, närrisch, ganz närrisch vor Glück, daß ich kein Wald- und Wiesendichter bin!“ Und lachend und, wie ein unartiger Bub auf meine triefende Schwimmhose klatschend, daß die Tropfen nur so herumsprühen, sage ich zu dem armen lyrischen, literarischen, sentimentalen Verehrer meiner Verse: „Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, dann legen Sie um des Himmels willen diesen Solomonzug ab, meinetwegen borge ich Ihnen meine Schwimmhose, und stürzen Sie sich ins Meer!“ Er aber klopt mich freudig an; und so mache ich eine Verbeugung vor ihm, die sich vielleicht in einem Grad ganz würdig hätte sehen lassen können, die aber in meiner schlotterichten Schwimmhose gewiß verrückt genug aussieht, und laufe in meine Kabine. Und ich sehe ihn noch durch das Guckfenster der Kabine auf dem Strande stehen, ärgerlich den Kopf schüttelnd, in seinen wärmsten lyrischen Gefühlen gekränkt, und hinter ihm braust das Meer und spritzt die schäumenden Wogen.

. . . Es ist gar keine Frage, daß nur das Seebad, die scharfe Luft, die Wellen und die glückselige Nacktheit mich so, so unliterarisch gemacht haben. Denn jetzt, am Abend, in dem feinen Speisesaale des Hotels, eine Menge gutgekleideter Männer und viele hübsche und vornehme Frauen füllen den Raum, sehe ich den bleichen, höflichen jungen Mann wieder und erkenne ihn gleich. Und da erwacht meine gute Erziehung wieder in meiner Seele, ich rücke meine Kotsbinde zurecht, glätte die Falten meines Gehrockes und gehe auf den sympathischen Verehrer meiner Verse zu, wie es sich für einen Dichter ziemt. Ich lade ihn ein, an meinem Tisch Platz zu nehmen, und wir sprechen an diesem Abend viel und bedeutend über Kunst und Dichtung.

Und ich bin überzeugt, daß der liebe, junge Freund bei meinen Worten mein unbegreifliches Benehmen auf dem Strande vergessen wird.

Ich habe nur eine Angst: er könne mich wieder am Meer unten ansprechen, wenn ich nackt aus dem Bade komme, nackt, vom Meer beaufschlagt und durch die Wellen toll gemacht. Ich weiß nicht, ob ich ihn dann nicht wieder, wie ein Kind, anlache, ob ich nicht wieder auf meinen patzquassen Körper klatschen und ihm die Tropfen ins verdünnte Gesicht spritzen werde.

Er wird hoffentlich nicht auf den Strand kommen!

Selbstanzeigen.

Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben.
Göttingen, Franz Bunder. 1901. Preis 2 Mark.

Bei dem allgemeinen Interesse der ganzen civilisirten Welt an den Buren bedarf eine Schrift, die sich mit der charakteristischsten Aeußerung eines Volksthumus, seiner Sprache, befaßt, für die Wahl ihres Gegenstandes einer Rechtfertigung nicht; in meinem Fall um so weniger, als in Deutschland bisher über diesen eigenthümlichen Ableger des holländischen Sprachstammes fast gar nichts veröffentlicht ist, aber auch in einer anderen Sprache ein Handbuch wie das hier gebotene nicht existirt. Die Auswahl des Stoffes und die Art der Behandlung ist, außer von der Rücksicht auf die mir jugendlichen Hilfsmittel, durch den Wunsch bestimmt, sowohl den Bedürfnissen der Sprachforscher und Germanisten wie denen der Laien Rechnung zu tragen. Ich habe daher die Beschreibung der Sprache ausführlicher gehalten, als für bloße Lernzwecke nothwendig gewesen wäre, um ein möglichst reiches und deutliches Bild von der Eigenthümlichkeit dieser Sprachform zu geben. Den größten Raum nimmt eine Auswahl von Texten ein, die mit nebenstehender deutscher Uebersetzung und mit reichlichen Anmerkungen ausgestattet sind. Es sind vier Prosastücke und sechs Gedichte (darunter eine Uebersetzung des „Erlkönig“). Da zusammenhängende Texte in Deutschland am Schwersten zu erlangen sind und doch nur sie eine wirkliche Anschauung von der Sprache zu geben vermögen, so glaubte ich, mit solchen Proben nicht kargen zu sollen. Voran geht eine Einleitung, die in drei Kapiteln über Wesen und Werden des Burenvolkes und seiner Sprache, über den Kampf dieser Sprache um ihre Anerkennung und über die buriische Literatur berichtet. Ein Wörterregister macht den Schluß. Ueberall habe ich mich bestrebt, jedem Gebildeten verständlich zu sein, ohne sprachliche Kenntnisse voranzusetzen. Für die Zuverlässigkeit und Richtigkeit des Gebotenen mag der Umstand bürgen, daß ein geborener Napholländer, der jetzt in Deutschland lebt, mich, bei der Ausarbeitung durch unermüßlich über alle zweifelhaften Punkte ertheilte Auskunft unterstützte und sich auch der Mühe, eine Korrektur zu lesen, bereitwillig unterzogen hat.

Göttingen.

Dr. Heinrich Meyer.

Die Glocken von Sankt Marien. Mit einem historischen Vorwort vom
Archidiaconus Ernst Blech. Danzig, L. Sannier. 1901.

Ueber Danzig und seine Bauwerke, speziell über die ehrwürdige Kirche von Sankt Marien, liegen schon so viele Werke vor, daß der Leser erstaunt fragen wird: Was wird man nur von den Glocken Neues erzählen können? Und doch haben mich gerade die Glocken zu meinem Werk angeregt; denn die Geschichte der Glocken von Sankt Marien ist reich und der Sagen sind viele, die sich an diese Kirche und ihre Glocken knüpfen. Da hat sich denn der Historiker Ernst Blech mir verbündet; und was dieser Zweiband geschaffen hat, dünkte manchen Leser nicht übel. Mehr darf ich hier nicht sagen. Denn nicht loben will und soll ich meinen poetischen Versuch — Das haben, zu meiner Freude, Andere wirksamer gethan —, sondern nur sagen: Er wurde gewagt, hier in einem fernem Winkel

ostdeutschen Lebens, um den die literarischen Centralen und Kleinkinderbewahranstalten sich recht wenig kümmern. Darf ich noch hinzufügen, daß ich dem Buch in deutschen Häusern viele Leser und . . . Käufer wünsche?

Danzig.

Eduard Piepkor.



Illustriertes Jahrbuch der Weltgeschichte. Erster Jahrgang. Das Jahr 1900.

Verlag von Karl Prochaska in Teschen, Leipzig und Wien.

Die erste Aufforderung des Verlegers, ihm zu einer Geschichte des Jahres 1900 den Text zu liefern, habe ich rund abgelehnt. Auf sein Drängen und nach Darlegung seines Planes bin ich darauf eingegangen und habe dann gefunden, daß die Arbeit eine gewisse Befriedigung gewährte. Wenn man gewohnt und durch seinen Beruf einigermaßen gezwungen ist, den Lauf der Ereignisse zu verfolgen, aber wenig oder gar keine Gelegenheit hat, sich darüber in der Tagespresse zu äußern, so erscheint ein Anlaß, seine Ansichten nachträglich im Zusammenhange zu entwickeln, nicht unwillkommen. Dem Lesern muß ich überlassen, zu entscheiden, in welchem Grade ich meiner Aufgabe gerecht geworden bin, die mehr wunderlichen und betrübenden als erfreulichen Begebnisse des Vorjahres so zu recapituliren, daß die Darstellung unterhält und ein klein Wenig nützt, und ob mich dabei der Umstand, daß ich von allen den Werkstätten, wo Diplomaten Weltgeschichte brauen, so entfernt wie möglich sitze, mehr beeinträchtigt oder mehr gefördert hat.

Reiße.

Karl Zentsch.



Staat, Schule und Erziehungsanstalt. Leipzig, W. Engelmann.

Wenn man die einflußreichen Herren, die seit einem Jahrzehnt und länger an der deutschen Schule herumreformiren, fragen wollte, welche Prinzipien überhaupt und welche pädagogischen insbesondere sie zur Richtschnur ihres Handelns machten und machen, so würde man sie in nicht geringe Verlegenheit setzen. Denn die Reden von den nöthigen Rücksichten auf die moderne Zeit oder von der Brauchbarkeit des Wissens, von dem unnützen Ballast, von dem alten Kram: Solches sollte dem Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr imponiren können, wenn anders noch heute, wie bei den Griechen, solche Anschauungen als die des Bananen und Bboten gelten und darum als solche, die des Zweien unwerth sind. Da aber der Deutsche gegenüber der Einsicht der Behörden nur gar zu leicht sich des eigenen Urtheils begiebt, so sind wir in einen Zustand der vollsten pädagogischen Anarchie gerathen. Jeder weiß, was für das Schulwesen das Richtige, was für die Erziehung der Jugend das Wichtige ist. Vermen und durch emsiges Nachdenken verstehen, was eigentlich die Grundfragen der Erziehung überhaupt und deren einen Theiles, des Unterrichtes, sind: Das ist bei der geistigen Demokratisirung der heutigen Zeit nicht mehr nöthig. Der alte Kant war nach der Ansicht dieser Modernen in großem Irrthum befangen, als er vor über hundert Jahren verlangte, die Erziehung müsse ein Studium oder, wie er sich ausdrückte, müsse judiziös werden. Die laubläufige Pädagogik

in den offiziellen wie anderen Kreisen steht nach ihrer Theorie und Praxis auf dem Standpunkte der Medizin früherer Jahrhunderte: durch Mittel und Gegenmittel, durch langathmige Rezepte in Gestalt von Verordnungen, Lehrplänen, Verordnungen und Ausführungsbestimmungen ist so lange an dem nicht gerade gesunden Schulkörper herumkurirt worden, bis er wirklich krank geworden ist. Heute noch nicht unheilbar krank; doch wer weiß, wie lange noch? Wenigstens sind jetzt die Bildungskünstler wieder frisch an der Arbeit, durch Wegräumen der bisherigen, einen gewissen Zwang ausübenden Schranken die Rückkehr der geistigen Bildung zu beschleunigen und zu befeitigen, was noch als ein Rest aus der guten alten Zeit an Achtung vor tieferer Schulbildung auf breiter historischer Grundlage vorhanden ist. Der Deutsche sollte nie vergessen, was er den Männern aus der alten Schule verdankt, und daß, wenn irgend ein Volk, das deutsche dazu anders sein kann, der Hüter des edelsten Besizes, der geistigen Güter, zu sein. Ganz gewiß tragen auch die Schulen die Mitschuld an den unheilvollen Zuständen. Sie haben sich nicht auf der Wipfelhöhe gehalten und auch unterlassen, ihre Position durch höhere Leistungen wie durch Klave, begeisterte Erfassung der pädagogischen Aufgaben zu festigen. So ist es gekommen, daß Neger, der an sich oder Anderen üble Erfahrungen mit der Gymnasialbildung gemacht zu haben glaubt oder von den Mäusen nicht zu ihrem Freunde anerkoren war, sich ein Urtheil über Zweck, Aufgaben und Gestaltung des „wahrhaft deutschen“ Schulwesens anmaßt. Aus solchem allgemeinen Witzwarr ist nur herauszukommen durch ein Besinnen auf die Aufgaben des Staates und die pädagogischen Ziele. Die Macht des Staates darf nicht Allmacht, verbunden mit Allweisheit, sein wollen; Allmacht mit Allweisheit führt nothwendig zur Ohnmacht. Die staatliche Sorge muß vielmehr auf zwei Punkte gerichtet sein: zunächst auf die Schaffung der rechten Vorbedingungen für die Wirksamkeit der Schule und ihrer Lehrer. Diese Vorbedingungen sind, neben reichlicher Dotation und Ausstattung, gegeben in der Vielfachheit der Schulen, die dann wieder zu überschaubaren Gemeinwesen werden, und in der Kleinheit der Klassen. Freilich wird das Regieren dann schwieriger, weil voraussetzungsvoller; dann wird die Gründung von Schulen aller Art mit eigenartig gestalteten Lehrplänen und Einrichtungen und die Befriedigung berechtigter Bedürfnisse möglich. Die Menschen und ihr Bildungsverlangen lassen sich eben nicht in die üblichen drei Schablonen bringen. Und Schulen von mehr als dreihundert und Klassen von mehr als dreißig Schülern sollten für ein Volk, das sich mit Vorliebe eine Kulturstation nennt, zu den Unmöglichkeiten gehören. Die zweite Reihe der staatlichen Forderungen müßte sich auf die Bekämpfung echten pädagogischen Lebens und Geistes richten. Wo zeigt sich die vielgepriesene Wissenschaft der Pädagogik? Wo sind ihr Stätten bereitet? Wo ihre Laboratorien für psychologisch-pädagogische Beobachtungen und Studien? Es giebt unzweifelhaft pädagogische Spezialisten; wie aber und wo werden sie beachtet? Nur von dem höheren Standpunkt, nicht von dem der jetzigen staatlichen Reglementirung, läßt sich übersehen, wie einmal ein ganz anderer Zug zum Großen ins Schulwesen kommen kann und wie es Direktoren und Lehrerkollegien geben wird, denen mit gutem Gewissen die freie Gestaltung ihres Lehrplanes überlassen werden kann. Schaffensfreude läßt die Schaffenskraft wachsen. Wenn man das Bild eines solchen pädago-

gischen Zustandes austräumt, so wird man die Privatschule und die Privat-erziehungsanstalten nicht vergessen. Sie können dann für Erziehung und Unterricht die belebende Sonderstellung wiedergewinnen, die sie zu verschiedenen Zeiten besaßen und noch heute zum Theil besitzen . . . In solchen Gedankengängen bewegt sich meine Schrift. Sie giebt die Grundzüge für das Verhältniß des Staates zu den pädagogischen Faktoren für Erziehung und Unterricht.

Direktor Dr. Heinrich Stoy,
Dozent an der Universität Jena.



Börsengesetzreform.

In Jeder hält den Fleck, wo ihn der eigene Schuß drückt, für den Punkt, wo diese verderbte Welt aus den Fugen zu gehen droht. Das ist eine allgemeine Schwäche menschlicher Kurzsichtigkeit, die aber nirgends in so thörichter Weise zu Tage tritt als in der Politik und namentlich in der Verfolgung der wirtschaftlichen Interessen. Dem einen Politiker flieht alles Unglück aus dem Schutzzoll, der andere sieht im Freihandel die Quelle aller Uebel. Bei einem Dritten wieder ist die gute oder schlechte Währung Schuld an der Misere; und spricht man mit einem Börsenmann, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß er das Börsengesetz als die Geburtsstätte alles Unheils bezeichnet.

Es ist richtig, das Börsengesetz, das die unsauberen Elemente des Metiers unschädlich machen sollte, hat auch dem Stand der ehrbaren Bankiers schwere Wunden geschlagen und namentlich die kleineren Börsenleute haben alle Ursache, darüber zu fluchen. Das Nachlassen des Arbitragegeschäftes ist mit ihm in Verbindung zu bringen und auch die Ausschaltung des deutschen Geldmarktes aus dem Weltbörsensystem ist ohne Zweifel eine der übeln Wirkungen dieses Gesetzes. Das haben nachgerade auch die regierenden Kreise einsehen gelernt; und wenn der Handelsminister jetzt eine 'Börsenkonferenz' zusammenberufen hat, so darf Das immerhin als das erfreuliche Zeichen eines Umschlages der Gesinnung begrüßt werden. Die bisher bekannt gewordenen Resultate dieser Konfe enz haben freilich gezeigt, daß man nicht allzu weitgehende Hoffnungen auf die beabsichtigte Reform setzen darf. Im besten Falle werden, wie ich hier schon mehrfach ausgeführt habe, nur ganz minimale Aenderungen zu erwarten sein. Das Wort von den freihenden Bergen, die schließlich eine lächerlich kleine Maus gebären, wird sich auch hier bewahrheiten.

In einer solchen Situation kann man es den Börsenleuten nicht übel nehmen, wenn sie mit allen Kräften der Zungen und der Federn die schweren Folgen der verfehlten Börsengesetzgebung vom Jahre 1896 in laute Erinnerung bringen wollen. Nur sollten sie gerade in so kritischer Zeit sich hüten, Gelände ins Feld zu führen, deren Unhaltbarkeit von jedem Andernmeinenden sofort nach-

gewiesen werden kann. Eine einzige eklatant widerlegte Uebertreibung schadet oft mehr, als ein Duzend triftiger und gut bewiesener Gründe dem Verfechter seiner Meinung nützen können. Ich möchte mich deshalb mit aller Entschiedenheit gegen eine solche Uebertreibung verwahren, die, anscheinend im Auftrage der großen Bankwelt, jetzt lebhaft verbreitet wird. Herr Viktor Schweinburg, der Allverwelts-Offiziosus, der augenblicklich mit einem geradezu verdächtigen Eifer für die Börse und für Alles, was mit ihr im Zusammenhang steht, sich in die Schanze wirft, klagt jetzt das unselige Börsegesetz an, namentlich auch die folgenschwere Kreditentziehung in der Bankwelt bewirkt zu haben. Er erklärt alle Zusammenbrüche auf dem Kapitalmarkt, die schaudernd erlebt wurden, nur als Einzelfälle, die jedesmal durch schwere persönliche Verfehlungen herbeigeführt wären und denen nichts weniger als eine typische Bedeutung zufiele. „Wenn diese einzelnen Niederbrüche“, so heißt es in seiner Korrespondenz, „gleichwohl das Vertrauen der Bankwelt so stark erschüttert haben, wie Dies zur Zeit der Fall ist, so muß auf eine starke Schwächung der Kraft und Elastizität des deutschen Bankwesens geschlossen werden. Dieses Nachlassen eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Glieder unseres wirtschaftlichen Organismus ist zweifellos die zwar nicht gewollte aber doch unbestrittene Wirkung des Börsegesetzes.“

Ueber die Natur der gegenwärtigen Krisis mit Herrn Schweinburg zu streiten, fühlte ich keine Veranlassung. Zu langjähriger Offiziosität mag man sich leicht daran gewöhnen, aus fremden Stimmen und den Empfindungen Anderer heraus zu urtheilen. Herr Schweinburg ist deshalb für seine in dieser Sache ausgesprochene Ansicht wohl kaum verantwortlich zu machen. Hätte er eine Ahnung von der Natur der gegenwärtigen Krisis, dann wüßte er, daß das Börsegesetz und die leztthin erst eingetretene Kreditentziehung der Banken gar nichts mit einander gemein haben. Wenn er behauptet, die Kreditentziehung dieses Sommers sei die unbestrittene Folge des Börsegesetzes von 1896, so scheint er über die Stimmung, die außerhalb der Kreise seiner Auftraggeber herrscht, sehr falsch unterrichtet zu sein. Man muß schon erheblich kurzsichtig oder eigensinnig sein, wenn man für die Kreditentziehung der Banken keine anderen Ursachen auffindig machen kann als die, die nur sehr gewaltsam aus den Wirkungen des Börsegesetzes abgeleitet werden können. Ich habe schon früher an dieser Stelle einmal ausführlich dargelegt, daß das Börsegesetz im Gegentheil der Entwicklung der großen Banken nach manchen Seiten hin geradezu Vorshub geleistet hat; über das Verbot des Terminhandels namentlich hatten die Banken sich durchaus nicht zu beklagen. Aber ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und sogar behaupten, daß nur durch die Aufhebung des Terminhandels die Banken in die Möglichkeit versetzt waren, den Eintritt der jetzt hereingebrochenen Krisis überhaupt so lange fernhalten zu können. Noch niemals haben die großen Kapitalmächte die ganze Situation so sicher beherrscht und geleitet wie in den lezten Jahren. Alle Spekulation mußte ja unbedingt nach der Pfeife der Prute tanzen, die in ihren Tresors die großen Effektbestände lagern hatten, und die dadurch jeden Kontrepreneur in Zaum und Bügel zu halten vermochten. Will man dem Börsegesetz eine Schuld an den augenblicklichen Verhältnissen beimeßen, so könnte man höchstens auführen, wie durch eine so unbeschränkte Macht der Großemohn der Bankdirektoren ins Ungemessene steigen

mußte, so daß sie dem Wahn verfallen konnten, diese glänzende Konjunktur sei für unabsehbare Dauer aufrecht zu erhalten. Denn der jetzige Kreditmangel ist im Grunde doch nur die von jedem Einsichtigen und Maßvollen vorhergesehene Reaktion gegen den vorher herrschenden Kreditüberfluß. Wer die letzten Jahresbilanzen der Banken aufmerksam durchgelesen hat, Dem kann es nicht entgangen sein, daß die Banken fast ohne Ausnahme bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit Kredite gewährt hatten. Um Das zu können, hatten fast alle Bankinstitute ihre Aktienkapitalien gewaltig erhöht. Dazu kam aber noch der enorme Zufluß an Depositengeldern. Und alle diese aufgehäuften Schätze wurden von ihnen freigebig zu Kreditzwecken verwandt. Aber weit über das ihnen zur Verfügung stehende Kapital an barem Gelde hinaus hatten sie sich ihren Kunden fernver in noch nicht dagewesener Weise in Accepten gefällig gezeigt. Wie kann man nun angesichts einer solchen Wachtentfaltung der Banken von einer Schädigung durch das Börsengesetz reden? Im Gegentheil! An sich war es ein ganz gesunder Zustand, daß die kleinen Bankiers der Thätigkeit der Kreditgewährung, die eine Domäne der großen Banken wurde, sich entziehen sahen. Die Allerschwächsten unter den Schwachen, die Kunden der Wechselstubengeschäfte, sind dadurch vor empfindlichem Schaden bewahrt geblieben.

Aber die Banken übersahen die Grenzen des gesunden Zustandes und verzagten oder verschwärmten, im richtigen Moment den Niegel vorzuschieben. Sie veranlaßten im Gegentheil die Fabriken, die auf ihre Unterstützung bauten, zu immer neuen Vergrößerungen; sie boten den Fabrikdirektoren die Möglichkeit zu immer umfangreicheren Spekulationen in Rohmaterialien. Ja, sie verleiteten den Kaufmann förmlich dazu, neue Zweige der Thätigkeit seinem bestehenden Geschäft anzugliedern. Und als dann das Mißtrauen, noch vor den Zusammenbrüchen, schon durch die reelle Abschtockung wachgerufen wurde, als man statt der bisherigen Geldsurrogate bare Zahlungen verlangte, da mußten die Banken plötzlich die Kredite kündigen. Damit brachten sie das Uebel über den Waarenhandel, an dem er jetzt leidet. Das ist auch der wahre Grund der augenblicklichen Kreditnoth.

Ich wünsche wahrlich eine baldige Besserung unserer völlig einseitigen Börsengesetzgebung, die demoralisierend zu wirken geeignet ist. Aber gerade wenn man Das wünscht, muß man sich um so energischer dagegen wehren, daß nun, um die Fehler der Bankdirektoren zu decken, das Börsengesetz als „Mädchen für Alles“ hingestellt wird, das man mit einem miserablen Zeugniß schleunigst entlassen möchte.

Plutus.



Am einundzwanzigsten September wurde hier über den Alkoholismus ein Aufsatz Jovels veröffentlicht, in dessen Schlusssätzen gesagt war, Oesterreich-Ungarn unterscheide sich vortheilhaft von anderen Ländern, wo Selbstzufriedenheit, Selbstverherrlichung, Interesselosigkeit und Blasirtheit den Kampf gegen den Alkoholismus erschweren. Herr Professor Jovel legt Werth auf die Feststellung, daß er „dabei nicht etwa speziell an Deutschland gedacht, sondern solche Strömungen, mehr oder minder stark, in den meisten Ländern beobachtet hat.“